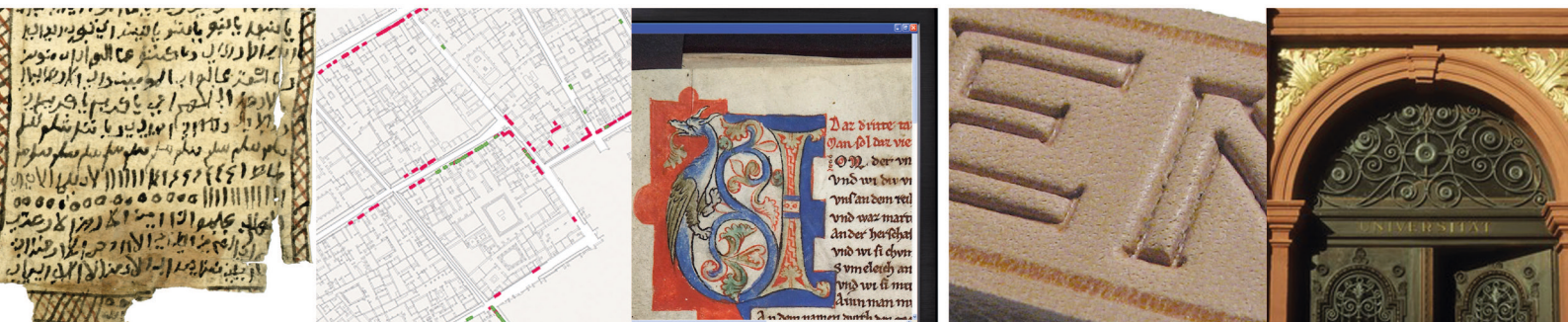




LEBEN DINGE TEXTE



Begleitheft zur Ausstellung des
Sonderforschungsbereichs 933
„Materiale Textkulturen“

LEBEN DINGE TEXTE

Begleitheft zur
Ausstellung des Sonderforschungsbereichs 933
„Materiale Textkulturen – Materialität und Präsenz des
Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“

2. Februar – 7. März 2015 im Universitätsmuseum Heidelberg

Redaktion

Charlotte Lagemann
Tina Schöbel
Christian Vater



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek.
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.ddb.de>.

Unveränderter Nachdruck der Erstausgabe von 2015.



Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht.
<http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

© 2016, 2015. Alle Rechte beim Universitätsmuseum Heidelberg und den Autoren.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf heiBOOKS, der E-Book-Plattform der
Universitätsbibliothek Heidelberg, dauerhaft frei verfügbar (Open Access).
doi: 10.11588/heibooks.131.163

Universitätsmuseum Heidelberg
Alte Universität · Grabengasse 1 · D-69117 Heidelberg
museum@rektorat.uni-heidelberg.de

Umschlaggestaltung / Layout: Tina Schöbel

ISSN 1614-8797 (Print)
ISSN 2509-2618 (eISSN)
ISBN 978-3-946531-20-3 (Softcover)
ISBN 978-3-946531-19-7 (PDF)

Inhalt

Vorwort	4
Zur Ausstellung	5
Danksagung	6
Beteiligte Projekte	7
Der „Welsche Gast“ – Ein Buch im Wandel	8
An der Schwelle zur karolingischen Reform	14
Der Schreiber – die beredte Zunge des Herrschers	12
Ein Papyrus-Amulett für das Jenseits	16
Dionysia an Theon – Brief einer Frau an ihren Ehemann	18
Nachschlagewerk mit der Deutung von Zeichen auf einer Schafsleber	20
Wie man sich einen Namen macht: Bernward von Hildesheim und seine Stiftungen	22
31 Millionen Schriftzeichen im Angesicht der Apokalypse	24
Eine islamische Amulethülle mit Amulettstreifen	26
Liebeszauber	28
Schutz- und Vernichtungsritual	30
Die Stadt als Textträger	32
Datendienstleistungen für die Geisteswissenschaften	34
Beschriftetes Brackenseil: eine Hundeleine in Anlehnung an den „Titurel“ Wolframs von Eschenbach	36
Der Siegeszug eines unscheinbaren Stoffs – Papier	38
Mittelalterliches Hochglanzpapier	40
Über Papier auf Papier – Metatext und Material	42
Autorinnen/-en in diesem Band	44

Vorwort

Die Ausstellung „LEBEN DINGE TEXTE“ macht auf einmalige Weise Forschungsergebnisse des Heidelberger Sonderforschungsbereichs (SFB) 933 „Materiale Textkulturen“ anhand ganz konkreter Ausstellungsstücke sichtbar und erfahrbar. Die hier vorgestellten schrifttragenden Artefakte sind so vielfältig und unterschiedlich, wie die im SFB 933 verbundenen Einzeldisziplinen, und ihre Präsentation reicht von der Ausstellung hervorragend erhaltener Originale bis zur digitalen Edition im vielfach verknüpften virtuellen Raum des Hypertextes.

Im Mittelpunkt der Forschung des SFB 933 stehen Gegenstände, auf denen etwas geschrieben steht. Diese vom SFB untersuchten schrifttragenden Artefakte stammen aus Gesellschaften, die im technisch-modernen Sinne nicht über „Massenmedien“ verfügten oder verfügen, in der also keine Verfahren der massenhaften Produktion von schrifttragenden Artefakten zugänglich oder verbreitet waren oder sind (was wir ‚non-typographisch‘ nennen). Zeitlich reichen die Untersuchungen hier bis zu den ersten Keilschrifttafeln aus Mesopotamien zurück und werden durch die Verbreitung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern begrenzt. Räumlich stammen die Untersuchungsgegenstände vor allem aus dem Mittelmeerraum, sodann auch aus West- und Mitteleuropa, der arabischen Welt, Vorderasien, China, Japan und Bali.

Die beschrifteten Gegenstände werden vor allem danach befragt, wie sie in einem bestimmten Raum präsent sind und wie in einem bestimmten Handlungszusammenhang mit ihnen umgegangen wurde. Ausgangspunkt ist hierbei die Materialität des Artefaktes. Seine Machart, seine Eignung für bestimmte Handlungen und sein Material laden zu Fragen ein: Wo war Geschriebenes in welcher Form vorhanden? Wer hatte Zugang dazu? Wie wurde an, mit oder infolge von diesem Geschriebenen gehan-

delt und inwieweit waren diese Praktiken der Rezeption durch die ‚Materialität‘ und ‚Präsenz‘ der schrifttragenden Artefakte beeinflusst? Die auf diese Weise ermittelten ‚materialen Textkulturen‘ erweitern unser Wissen darüber, wie wir in vergangenen und gegenwärtigen non-typographischen Gesellschaften dem Geschriebenen seine Bedeutung zugeschrieben haben und zuschreiben.

Der SFB 933 „Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“ ist ein interdisziplinärer geisteswissenschaftlicher Forschungsverbund, der im Juli 2011 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg in Kooperation mit der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg eingerichtet wurde. Mit den von ihr geförderten Sonderforschungsbereichen will die Deutsche Forschungsgemeinschaft die Bearbeitung innovativer, anspruchsvoller, aufwändiger und langfristig konzipierter Forschungsvorhaben ermöglichen.

Etwa 80 Forscherinnen und Forscher aus dem Institut für Ethnologie, dem Germanistischen Seminar, den Seminaren für Klassische Philologie und für Sprachen und Kulturen des Vorderen Orients, den Zentren für Altertumswissenschaften, für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften und für Ostasienwissenschaften, dem Wissenschaftlich-Theologischen Seminar sowie der Hochschule für Jüdische Studien arbeiten hier gemeinsam unter einem methodisch-theoretischen Dach. Wir wünschen allen Besucherinnen und Besuchern einen spannenden und interessanten Rundgang durch eine Ausstellung, in der die Vielfältigkeit des Schreibens und Lesens, der schrifttragenden Artefakte und des Umgangs mit dem Geschriebenen anhand unterschiedlichster Ausstellungsstücke sichtbar wird.

Zur Ausstellung

Dem interessierten Besucher, der neugierig geworden ist auf unsere Forschungsarbeit, empfehlen wir den Besuch unserer Homepage www.materiale-textkulturen.de. Hier finden sich detaillierte Beschreibungen der Arbeit der einzelnen Teilprojekte sowie Hinweise auf unsere Veröffentlichungen. Außerdem werden die zentralen Ergebnisse des Sonderforschungsbereichs in einer eigenen Buchreihe im De Gruyter-Verlag veröffentlicht, deren Titel auch online und „Open Access“ zugänglich gemacht werden.

Auch möchten wir noch einmal der Universitätsbibliothek Heidelberg für die freundliche Zusammenarbeit danken. Diese Zusammenarbeit geht über die Ausleihe von Exponaten hinaus und zeigt sich auch in der dortigen Ausstellung „Mit schönen Figuren – Buchkunst im deutschen Südwesten“, die vom 29.10.2014 bis zum 1.3.2015 zu sehen ist und an der SFB-Mitglieder unserer Teilprojekte A06 und C06 beteiligt sind. Die dort vom SFB 933 eingebrachten Ausstellungsstücke wurden auch in den vorliegenden Katalog aufgenommen. Ein Besuch dieser Nachbarausstellung ist sehr zu empfehlen.

Wie der Titel „LEBEN DINGE TEXTE“ erahnen lässt, zeigt die Ausstellung das Ding als Angelpunkt zwischen dem Geschriebenen und dem Leben. Hiermit wird der Versuch gewagt, die Fragestellungen eines komplexen und theoretisch anspruchsvollen Sonderforschungsbereichs mit wenigen Worten zusammenzufassen. Die Ausstellungsstücke sind Dinge, auf denen das Geschriebene ins Lebensumfeld tritt. So werden die Texte in einen Bedeutungszusammenhang gesetzt – und werden lebendig.

Anhand konkreter Beispiele zeigen 12 der 20 Teilprojekte des SFB 933 „Materiale Textkulturen“, wie sie in den vergangenen Jahren geforscht haben. Jedes der Teil- und Unterprojekte präsentiert ein ausgewähltes Ausstellungsstück, das mit seinen erläuternden Texten in dieser Broschüre vertreten ist. Da das Material der untersuchten Artefakte eine wichtige Rolle spielt („Materiale Textkulturen“), wurden die ausgestellten Stücke anhand dieses Kriteriums im Raum angeordnet. Die Reihenfolge innerhalb der Broschüre gibt den intendierten Rundgang durch die Ausstellung wieder.

Prof. Dr. Markus Hilgert (Gründungssprecher SFB 933)

Tina Schöbel M.A. (Ausstellungskoordinatorin)

Prof. Dr. Ludger Lieb (Sprecher SFB 933)

Danksagung

Ohne Menschen, die Dinge sammeln und hüten, wäre diese Ausstellung nicht möglich; wir bedanken uns herzlich bei:

Dr. Gereon Becht-Jördens
Privatsammlung Becht-Jördens (Heidelberg)

Dr. Maria Effinger, Dr. Karin Zimmermann
Universitätsbibliothek (Universität Heidelberg)

Prof. Dr. Andrea Jördens, Elke Fuchs
Papyrologische Sammlung (Universität Heidelberg)

Prof. Dr. Karl Bernhard Kruse, Dr. Helmut Brandorff
Domgrabung Hildesheim

Prof. Dr. Lothar Ledderose
Sammlung Projekt „Buddhistische Steinschriften“
(Universität Heidelberg)

Prof. Dr. Stefan Maul
Sammlung des Heidelberger Instituts für Assyriologie
(Universität Heidelberg)

Prof. Dr. Joachim Quack, Dr. Dina Faltings
Ägyptologische Sammlung (Universität Heidelberg)

Dr. Hermann Pflug
Antikenmuseum der Klassischen Archäologie
(Universität Heidelberg)

Prof. Dr. Herbert Wiegandt
Privatsammlung Wiegandt (Marburg)

Für das Anfertigen und Bereitstellen von Bildmaterial danken wir:

Robert Ajtai
(Ägyptologisches Institut – Universität Heidelberg)

Renate Deckers-Matzko
(Institut für Europäische Kunstgeschichte – Universität Heidelberg)

Elke Fuchs
(Papyrologische Sammlung – Universität Heidelberg)

Prof. Dr. Stefan Maul
(Institut für Assyriologie – Universität Heidelberg)

Dr. Hermann Pflug
(Institut für Klassische Archäologie – Universität Heidelberg)

Yvonne Stoldt
(Papierrestauratorin – Heidelberg)

Dom-Museum Hildesheim

Forschungsbibliothek Gotha

Stiftsbibliothek Schlierbach

Universitätsbibliothek Erlangen

Universitätsbibliothek Heidelberg

Beteiligte Projekte

In der Ausstellung und dieser Begleitbroschüre geben folgende Teilprojekte des SFB 933 Einblick in ihre Forschung:

- | | | | |
|-----|---|-----|---|
| A01 | Beschriebenes und Beschriftetes im öffentlichen Raum. Die sich wandelnde Präsenz von Schriftlichkeit in den Städten der griechischen und römischen Welt | | mittelalterlichen Lehrdichtung. Text-Bild-Edition und Kommentar zum Welschen Gast des Thomasin von Zerklare |
| | UP3 Die Stadt als ‚beschriebener Raum‘. Das Beispiel Pompeji und Herculaneum | C04 | Der buddhistische Kanon in Stein. Materialisierung und Präsentifizierung heiliger Schriften im Wolkenheimkloster (616–1180 n. Chr.) |
| A02 | Antike Briefe als Kommunikationsmedium | | |
| A03 | Materialität und Präsenz magischer Zeichen zwischen Antike und Mittelalter | C05 | Inschriftlichkeit. Reflexionen materialer Textkultur in der Literatur des 12. bis 17. Jahrhunderts |
| | UP1 Vom Papyrusblatt zur Gemme – Einsatz und Wandel von Bildmotiven und Zeichen (Ägyptologie) | C06 | Beruf und Bildung im islamischen Kanzleiwesen (adab al-kātib) oder: Verwaltung als Königsdisziplin |
| | UP2 Amulette im spätantiken Ägypten (Papyrologie) | INF | Service-Projekt zu Informationsmanagement und Informationsinfrastruktur |
| | UP3 Kontinuität und Wandel in der Verwendung materieller magischer Zeichen in Iran im Spannungsfeld von Antike und islamischer Epoche | | |
| A04 | Wissenstransfer von der Antike ins Mittelalter. Bedingungen und Wirkungen dauerhafter Verschriftlichung am Beispiel des Klosters Lorsch | | In der Ausstellung der Universitätsbibliothek „Mit schönen Figuren – Buchkunst im deutschen Südwesten“ vom 29. 10. 2014 bis zum 1. 3. 2015 sind zudem zwei SFB-Projekte vertreten, die ihren Beitrag auch in dieser Broschüre präsentieren: |
| A05 | Schrift und Schriftzeichen am und im mittelalterlichen Kunstwerk | | |
| B01 | Materialisierung gedanklicher Ordnung. Darstellungsformen von Gelehrtenwissen auf Tontafeln | A06 | Die papierene Umwälzung im spätmittelalterlichen Europa. Vergleichende Untersuchungen zum Wandel von Technik und Kultur im ‚sozialen Raum‘ |
| B02 | Wand, Rezitationsrolle und Grab. Wechselnde Materialisierungen religiöser Texte im Alten Ägypten | C06 | Beruf und Bildung im islamischen Kanzleiwesen (adab al-kātib) oder: Verwaltung als Königsdisziplin |
| B06 | Materiale Präsenz des Geschriebenen und ikonographische Rezeptionspraxis in der | | |

So gedencket lehr da bei.
 An man mocht ich so rich sein
 Als dir ist man ir er mich auch
 Svs hat man mich fir ain garh.
 Swi biderb vnd fir weis ich bin.
 Ich muz cheien an gewin
 Genn sin vnd mein muze.
 Joh sich wol dar der wir
 Swar er wil der got hat.
 Man hoert gen sein rat.
 Ich muz werden an boesinht.
 Ich wuere mit firnichait niht.
Sicht dar ist der heren schulde.
 Ich sol verliesen niht ir hulde.
 Darinbe dar ich sage dar.
 Ich wolde dar si teten baz.
Wal ist herch vnde kawene
 Barzifal vnde ywene
 Ich wuz si munder dar geschilt
 Da von dar wir haben niht.
 A ritus nder imme lande.
 Lebt er wir vnden z ehande.
 In der werlde reitert gemeh.
 Di so firm sint vnd so gefeh.
 Dar man si mocht harzen ywene.
 Als mich duncket vnd als ich wene.
 Fir war ich er ev sagen wil.
 Man wude noch reitert vil.
 Dar si an der yugende wech.
 Gochren erstaten wol herch.
Wal sint si verborzen demne.
 Dar man sev niht vinder erwene

Di frumen muzen sich beigen gar.
 Dar gelavbet wol fir war.
 Swer nu niht verborzen ist.
 Wut muß handelt z aller vrist.
 Der boesen leure ist so vil
 Dar sich der firm niht zaigen wil.
 Wretter dar der firm man ist.
 Der boesen muwille z aller vrist
 Si sehtren alle vber den.
 Ob si in sehen erwene.
 Si ritren auf in mit den firzen
 Nu seht ob er sich beigen muze.
 Ob sey di heren vinden wolden.
 So sag ich ev dar si solden.
 Eren ygenthafte leure.
 So wunden si vil lehr noch berze.
 Di des vil wol weren wert
 Dar man sev sint solde han geeert
 Di boesen liezen ir boeshait.
 Ob in di herren teten lair.
 An man tet dich dar er solde.
 Ob man in da von eren wolden.
 Di heren muzen schaffen wol
 Dar man tvaz man tm sol.
 Wi muzen si tm dar. Eren di firmen baz.
 D anne di boesen wretter fir war.
 Si larent di boeshait gar.
 Ob ave dar niht geschilt. Si sint de an schulde niht
Daz ich von reiterten han gefaut
 Dar sol man wn der phatheit
 Auch versten. dehaner wil.
 Nach der chynst streben vil.



Thomasin von Zeklaere: Der „Welsche Gast“

(Bild: Universitätsbibliothek Heidelberg)

Pergament, um 1256
 Bayern (Regensburg?)
 Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Pal. germ. 389, fol. 98v-99r)
 18,1 cm x 11,5 cm

Das Teilprojekt bereitet eine umfassende Text-Bild-Ausgabe des „Welschen Gastes“ vor, die in Zusammenarbeit mit dem Informationsmanagement des Sonderforschungsbereiches und mit der Universitätsbibliothek Heidelberg schrittweise digital veröffentlicht wird.

Der „Welsche Gast“ – Ein Buch im Wandel

Der „Welsche Gast“ ist eine Art mittelalterlicher „Knigge“: eine etwa 14.750 Verse lange, mittelhochdeutsche Verhaltenslehre mit einem Zyklus von 120 Illustrationen.

Der aus dem Friaul stammende Verfasser Thomasin von Zerclaere widmete 1215/16 das Werk dem deutschsprachigen Adel seiner Zeit. Das Gedicht behandelt Tugenden und Laster, die Lektüre für die Jugend, den richtigen Umgang mit irdischen Gütern, das Benehmen am Tisch, die Pflichten eines guten Herrschers, die Auswirkungen des menschlichen Tuns auf das Leben im Jenseits und vieles mehr.

Die 24 vollständig oder in Fragmenten erhaltenen Abschriften aus mehr als zwei Jahrhunderten zeigen das lang anhaltende Interesse für das Werk. Die älteste von ihnen ist die hier im Faksimile ausgestellte Handschrift der Universitätsbibliothek Heidelberg. Der 220 Blätter umfassende Codex aus der Mitte des 13. Jahrhunderts enthält kolorierte Illustrationen, die um 90° gedreht am Textrand platziert sind.

Während die älteste Handschrift am ehesten für eine fortlaufende Privatlektüre bestimmt war, ist die etwa 100 Jahre jüngere Gothaer Handschrift (1) allein durch ihre doppelte Größe ein Vorzeigekodex. Durch ihre elaborierte Gliederung (Inhaltsübersicht, Abschnittsnummern, Paragraphenzeichen, Kolumnentitel) ist sie zudem ein ausgewiesenes Nachschlagewerk. Auch das Layout der Seiten ist komplex, die paargereimten Verse sind graphisch abgesetzt. Die Illustrationen rücken vom Rand in die Textspalten ein. Eine ähnliche Gliederung weist das Fragment der Universitätsbibliothek Erlangen auf (2).

Andere spätere Handschriften sind weniger reich ausgestattet: Im Codex der Stiftsbibliothek Schlierbach (3) waren Illustrationen zwar vorgesehen, wurden aber nie ausgeführt, und der Schreiber der Heidelberger Handschrift aus dem 15. Jahrhundert (4) ersetzte die Bilder durch Textrubriken.

Die Illustration dieser ältesten Handschrift stellt links die personifizierte Schlechtigkeit dar, die ihre drei Dienstleute zur Rache am tüchtigen Menschen auffordert. Rechts besiegt der tüchtige Mensch die Schlechtigkeit bzw. einen schlechten Menschen (Gotha), was die Dienstleute der Schlechtigkeit höhnisch kommentieren. Im Erlanger Fragment wird der tüchtige Mensch zu der liegenden, bedrängten Figur uminterpretiert, während der schlechte Mensch zum Sieger wird. Die undeutliche Lesart der Gothaer Handschrift „Eule“ (?) statt „Unwille“ (s. Fettdruck) führt zu einer Ergänzung der Illustration um das Motiv der von anderen Vögeln angegriffenen Eule. Das wird auch vom Erlanger Fragment übernommen, obwohl das fragliche Wort dort im Text durch „Spott“ ersetzt ist.

Aus dem Text der aufgeschlagenen Doppelseite (98v–99r, Vers 6325–6352):

WA ift herech vn̄de kawēne Barzifal. vn̄de ywēne.	Wo sind denn Erec und Gawain, Parzival und Iwein?
Jch waiz fi ninder daz gefchiht Da von daz wir haben niht· Artus inder imme lande. [...]	Ich weiß nirgendwo von ihnen. Das kommt davon, dass wir im Land nirgendwo Artus haben. [...]
WA fint fi verbozgen denne. Daz man fēv niht vīndet etwenne Di fr̄vmen mvzzen sich bergen gar. Daz gelavbet wol fvr war. Swer nv niht verbozgen ift. Wirt miff handelt zaller vrift· Der boefen levte ift fo vil. Daz sich der fr̄vm niht zaigen wil. Wizzet daz der fr̄vm man ift. Der boefen vnwille (Gotha: vulen) zaller vrift	Wo sind denn [die tugendhaften Ritter] versteckt, dass man sie nie findet? Die Tüchtigen müssen sich ganz und gar verstecken, das könnt ihr mir glauben. Jeder, der heute nicht versteckt bleibt, wird die ganze Zeit misshandelt. Es gibt so viele schlechte Menschen das sich der Tüchtige nicht zeigen möchte. Wisst, dass der tüchtige Mensch den Schlechten immer widerwärtig (Gotha: eine Eule) ist.
Si schriren alle vber den. Ob fi in fēhen etwenne. Si trēten avf in mit den fvzzen Nv fēht ob er sich bergen mvzze.	Wenn sie ihn mal erblickten, brüllten sie ihn an und träten ihn mit den Füßen: Nun sagt selbst, ob er sich nicht verstecken muss!



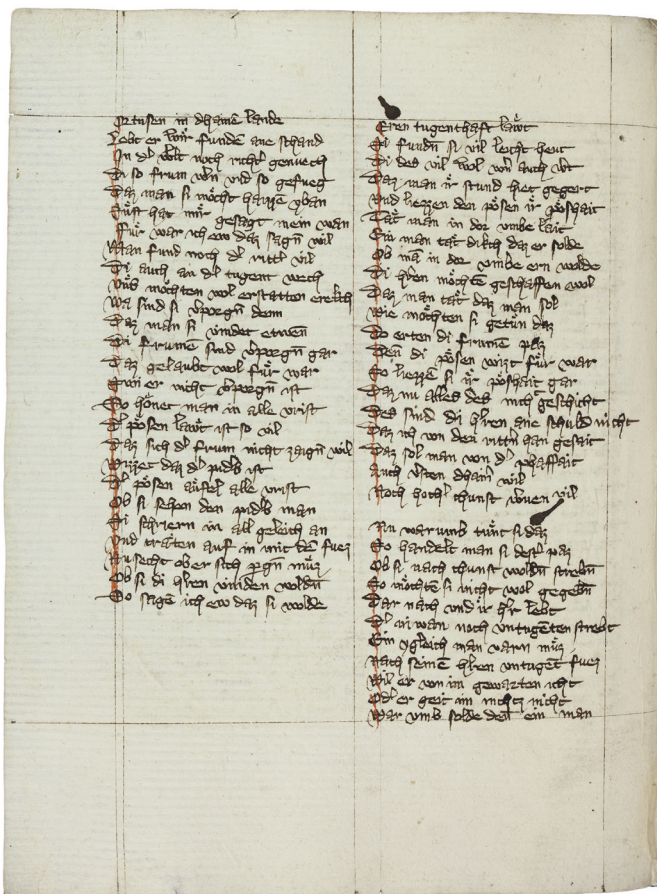
Thomasin von Zeklaere:
Der „Welsche Gast“

1
1340, ostfränkisches Sprachgebiet
Forschungsbibliothek Gotha (Cod. Memb. I 120, fol. 49r)
32 × 23,5 cm



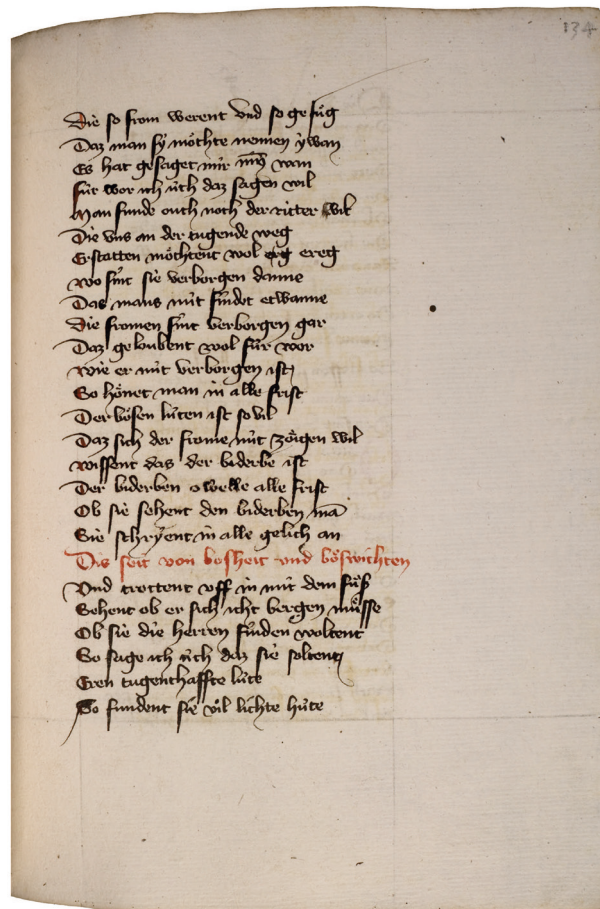
(Bilder: Forschungsbibliothek Gotha, Universitätsbibliothek Erlangen)

2
14. Jahrhundert, Heilsbronn (?)
Universitätsbibliothek Erlangen (Ms. B 7, fol. 11r)
ca. 29,5 × 22 cm



3

um 1370, mittelbairisches Sprachgebiet, Stiftsbibliothek
Schlierbach (Oberösterreich) (Cod. 28, fol. 52v)
29 × 21 cm



4

um 1420, Straßburg (?)
Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Pal. germ. 338, fol. 134r)
29,1 × 21 cm

(Bilder: Stiftsbibliothek Schlierbach, Universitätsbibliothek Heidelberg)

post uogledens bellōm cenno quinto fuerunt q; om̄i dies eius regni anni
 xxx. Narenstai ergo s̄i meor̄ am usq; ad trecentū hludo uuchi regis. Quis
 it̄ undecim̄ s̄i n̄ ep̄nopa d̄ilicini corom̄i sacerdotis supputant̄ ann̄ xii
 Hrothildis aū regnec̄ post mortē uir̄ suū corom̄i uenit̄ ibiq; ead̄ bea
 ta meor̄ am deser̄ uenit̄ eū sume pudicitia atq; benignitate. In hoc loco mo
 re est omnib; dieb; utat̄ s̄uā r̄a rop̄er̄ istius uisiteans

GREGORII TORONICI EP̄I EXPLICIT HISTORIARVM LIBER SECVNDVS

INCIPIVNT CAPITVLA TERTII HVSDEM LIBRI FELICITER

- | | | | |
|-------|---|---------|--|
| i | Desilus hludo uuchi, Despisco | xxi | Qd̄ theudt̄aus in p̄uiciā abire. |
| ii | patod̄im̄ si apollinc̄ r̄a q; q̄na q; | xxii | Qd̄ postea deo cherū accepit. |
| iii | Qd̄ decem gellioes app̄ d̄ uerunt | xxiii | De inuic̄ r̄a siḡbael d̄p̄. |
| iiii | De huringorū regibus. | xxiiii | Qd̄ hildeb̄aus theudt̄au munerat̄. |
| v | Qd̄ sigmundus filius suū n̄ fecit | xxv | De bonitate theudbera. |
| vi | De inuic̄ r̄a hlodo meris | xxvi | De inuic̄ r̄a filie deo cherū. |
| vii | Bellū cor̄a churingos | xxvii | Qd̄ theudt̄aus uir̄ siḡbael accepit. |
| viii | De inuic̄ r̄a em̄enst̄ d̄p̄ | xxviii | Qd̄ hildeb̄aus cū theudt̄au contra |
| viiii | Qd̄ hildeb̄aus aruen̄z abire | | hluchcerum abire. Tabierunt |
| x | De inuic̄ r̄a am̄cl̄ r̄i ch̄. | xxviiii | Qd̄ hildeb̄aus & hlucharius in p̄uiciā |
| xi | Qd̄ hildeb̄aus & hluchcerus bur | xxx | De regib; spanorū |
| xii | gundia theudt̄a ch̄ arub̄n̄ abire. | xxxi | Desilus theudonia regis it̄ cl̄ici. |
| xiii | De exadio regom̄b; aruen̄z | xxxli | De obitu theudbera & de inuic̄ r̄a |
| xiiii | De louolagro & meroliat̄ an̄ s̄e cast̄. | | ta p̄cer̄ am̄. |
| xv | De inuic̄ r̄a mund̄st̄ r̄i ch̄. | xxxii | Quod theudt̄aus in it̄ cl̄ia abire |
| xvi | De ap̄ta uic̄ t̄e ce ar̄ cl̄i. | xxxiii | De asteriolo & sec̄undino. |
| xvii | De siḡbael d̄o. | xxxiiii | De munere theudbera circa |
| xviii | De ep̄is torom̄is | | uir̄ d̄u n̄ s̄e ciuitate. |
| xix | De inuic̄ r̄a filior̄ hlodom̄is. | xxxv | De inuic̄ r̄a si p̄ ual d̄i |
| xx | De s̄o gregorio & si d̄ uion̄is. | xxxvii | De h̄m̄e gra u |
| xxi | si d̄st̄ r̄. Qd̄ theudt̄aus uir̄ s̄o | | |
| | geord̄ān dispon̄ s̄e uic̄ | | |

EXPLICITVNT CAPITVLA LIBRI TERTII

GEORGI FLORENTII SIVE GREGORII INCP̄ LIB TERTIVS

Nelleo si placet paraoper conferre. que xp̄ianis b̄xā
 cons̄tr̄enab; tr̄im̄ t̄e ce prosper̄e success̄er̄ int̄ & que her̄ d̄ic̄
 ead̄e s̄e n̄ ab; fuer̄ int̄ r̄uic̄. Om̄it̄ t̄e ce mus̄ aū qual̄e ille ab̄ r̄ā h̄

De h̄rothilde & in̄m̄ q̄on̄e n̄ s̄o a s̄ q̄

Das älteste Buch Heidelbergs

Pergament, letztes Viertel des 8. Jahrhunderts

Skriptorium des Klosters Lorsch

Universitätsbibliothek Heidelberg

(Cod. Pal. lat. 864, fol. 26v)

32,5 cm x 22,5 cm

Die Handschrift enthält eine Geschichte der Franken bis zum Jahr 741, darunter neun Bücher *Historiae Francorum* Gregors von Tours († 594). Geschrieben wurde sie von Lorschern Schreibern in einer frühen karolingischen Minuskel. Nach Abschrift wurde der Codex von mehreren Händen verbessert, unter anderem von einem insularen Korrektor, den man an seiner spitzen Schrift erkennt.

An der Schwelle zur karolingischen Reform

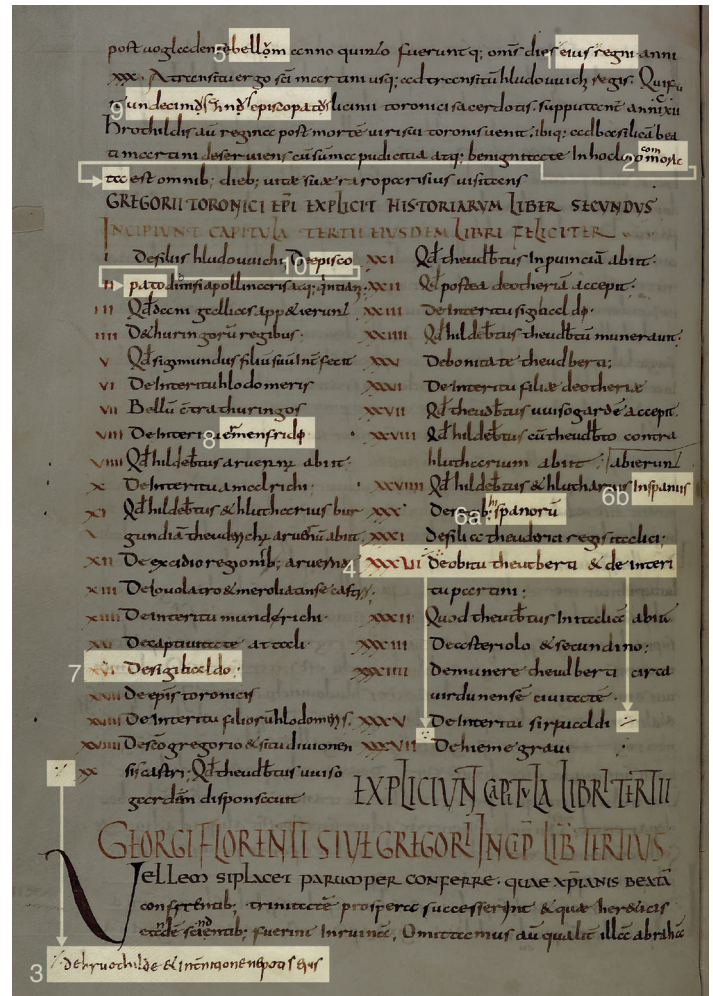
Das Lorscher Skriptorium bemüht sich um perfektes Latein und scheitert knapp

Schon vor 800 ist in Lorsch ein organisiertes Skriptorium am Werk. Eine auf Übersichtlichkeit zielende Seitengestaltung, wie sie hier beim Pal. lat. 864 zu sehen ist, wird im Wechsel der Schriftarten und Farben erkennbar; Text, Buchübergänge und Inhaltsverzeichnis sind markant gegliedert. Und man bemüht sich früh um korrekte Texte: Nach Abschrift wird mit der Vorlage auf Wortvertauschungen (1 *regni eius*) oder Auslassungen (2 *commorata*) verglichen. Ein insularer Korrektor vervollständigt die Kapitelangaben (3 *de Hruothilde...*). Wurde eine Kapitelüberschrift an falscher Stelle platziert, ist der Positionswechsel durch Verweiszeichen angezeigt (4 XXXVI *De obitu Theutberti...* vor XXXVII).

Doch nicht nur Schreiberversehen, sondern auch sprachliche Mängel werden korrigiert. In der ersten Zeile ist die ‚vulgäre‘ Schreibung *bellom* zu *bellum* (5) verbessert. Auch die Auslassung einer Anfangssilbe wird berichtigt (6a *Spanorum* zu *Hispanorum*), nur eine Zeile darüber aber bei *in Spaniis* (6b) beibehalten. Verwechslungen von *b* und *v* (7 *Sigivaldo* zu *Sigibaldo*) werden nicht geduldet, fälschlich gesetzte Ablative zum geforderten Genetiv berichtigt (8 *Emenfrido* zu *Ermenfridi*) und die falschen Kasus der Datierung zu *undecimus annus episcopatus* (9) korrigiert. Allerdings entging dem Korrektor in der Überschrift des zweiten Kapitels das falsche *episcopato* (10). Das Ergebnis: Beim Versuch, die von der Vorlage übernommenen vulgärlateinischen Schreibweisen und Formen in richtiges Latein zu überführen, ist man in Lorsch weit gekommen, aber noch nicht in allen Fällen erfolgreich.

Anhand kleiner und kleinster Beobachtungen wird der Mensch sichtbar: Schreiber und Korrektoren hinterlassen ihre Spuren in der Handschrift und bieten eine Momentaufnahme aus der Frühzeit der karolingischen Reform, in

der man wieder neu um Sprach- und Textqualität bemüht war.



Markierungen der angesprochenen Textstellen
(Bild: Universitätsbibliothek Heidelberg/Tina Schöbel)



Arabischer Codex zur Rhetorik

Papier / schwarzer Tinte / rote Tinte für Überstreichung der Stichworte

1340

Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Heid Orient 169, fol. 6v-7r)

16 cm x 24 cm

Der gezeigte Codex ist ein Werk des Kopisten 'Uthmān b. Nu'mān von der Vorlage *Kitāb al-Īdāh fī-l-ma'ānī wa-l-bayān* („Die Erläuterung auf dem Gebiet der Bedeutungen und der Verdeutlichung“) des Muḥammad b. 'Abd al-Raḥmān al-Qazwīnī, († 1338; auch unter dem Namen Khaṭīb Dimashq bekannt).

(Bild: Universitätsbibliothek Heidelberg))

Der Text ist einer der meistrezipierten und kommentierten Werken der arabisch-islamischen Wissenschaftsgeschichte. Die Kommentare von verschiedenen Händen aus unterschiedlichen Zeiten zeigen dies in aller Deutlichkeit. Diese sind nicht nur in Form von Glossen um den Haupttext herumgeschrieben – oftmals entgegen der eigentlichen Schriftrichtung, um die Glossen leicht sichtbar von dem eigentlichen Text abzusetzen. Ebenso war es üblich, Kommentare auf kleinen Zettelchen in das Werk nachträglich einzukleben.

Der Schreiber – die beredte Zunge der Herrscher

Mit Handbüchern und Zusammenfassungen von Standardwerken stellen arabisch-islamische Autoren potentiellen und praktizierenden Schreibern auf das Wesentliche beschränkte Nachschlagewerke zum Schreiberberuf zur Verfügung. Diese werden von den Lesern aktiv genutzt, indem sie z. B. eigene Kommentare hineinschreiben oder einkleben lassen.

Ein wichtiger Aspekt ist hier die Rhetorik (*‘ilm al-balāgha*), die zum Rüstzeug des Schreibers gehört. *Balāgha* entspricht etwa dem deutschen Wort „Beredsamkeit“ und leitet sich von der arabischen Wurzel *b-l-gh* ab, die wiederum dem Wortfeld „ein Ziel erreichen“ entspricht. Hier liegt es also nahe, die *balāgha* mit dem Erreichen eines gegenseitigen Verständnisses gleichzusetzen – dem Idealfall einer erfolgreichen kommunikativen Handlung. Die Schreiber (arabisch *kuttāb*) sind nach ihrer Selbstdarstellung als kommunikative Schaltstelle zu verstehen, denn sie sind nach einem uralten Diktum die „erleuchteten Augen“, „aufmerksamen Ohren“ und „beredten Zungen“ der Mächtigen. Ohne diese kommunikativen Schaltstellen, so dieses Bild, kann ein Staatsgebilde nicht effektiv funktionieren. Eine erfolgreiche Kommunikation erfordert allerdings zwei Dinge: Zum einen ist dies die materielle Dimension, wie sie sich im Layout und in der Gestaltung von Schriftstücken niederschlägt. Zum anderen ist die stilistische Dimension von entscheidender Bedeutung für einen erfolgreichen Akt der Kommunikation.

Hier kommt wieder die Rhetorik ins Spiel, die die Grundlagenlehre und wichtiges Rüstzeug des Schreibers bildet. Ein Grundlagenwerk für die Ausbildung des Schreibers auf dem Gebiet der Rhetorik ist das hier ausgestellte, von Muḥammad b. ‘Abd al-Raḥmān al-Qazwīnī, († 1338) verfasste *Kitāb al-Īḍāḥ fī-l-ma‘ānī wa-l-bayān* („Die Erläuterung auf dem Gebiet der Bedeutungen und der Verdeutlichung“). Es beinhaltet eine Zusammenfassung des Standardwerkes zur Rhetorik *Miftāḥ al-‘ulūm* (dt. „Der

Schlüssel der Wissenschaften“) von al-Sakkākī († 1287). Das hier gezeigte Manuskript ist eine Kopie von ‘Uthmān b. Nu‘mān, die er kurz nach dem Tod des Verfassers anfertigte. Der Text gehört, zusammen mit der zweiten Zusammenfassung des Standardwerkes *Talkhīṣ al-Miftāḥ* („Kurzfassung des Schlüssels“), zu den bedeutendsten Werken der arabisch-islamischen Wissenschaftsgeschichte.

Die Rhetorik ist nur ein Schwerpunkt des Kanzleihandbuchs *Ṣubḥ al-A‘shā fī ṣinā‘at al-inshā’* („Die Morgenröte des Nachtblinden, das Kanzleiwesen betreffend“) des Schreibers al-Qalqashandī († 1418), das als Hauptobjekt vom Teilprojekt zum islamischen Kanzleiwesen erforscht wird. Das komplette Buch ist eine Kompilation, die in vielfältige literarische Traditionsstränge eingebunden ist.



(Bild: Elke Fuchs)

Papyrus-Amulett

Papyrus

spätptolemäisch oder römisch (ca. 100 v. Chr.–200 n. Chr.)

Ägypten, Ort unbekannt

Universität Heidelberg, Papyrologische Sammlung (P. Heid. Inv. Hier. 7)

25 cm x 20 cm

Der Papyrus ist auf der Vorderseite mit hieroglyphischem und hieratischem Text beschriftet und mit Strichzeichnungen be-

bildert. Die beiden kleinen Bilder zeigen den toten Gott Osiris auf einer Bahre (rechts) und in auferwecktem Zustand (links); im großen Bild ist die Reinheit – als wichtige Voraussetzung für den Eintritt ins Jenseits – versinnbildlicht.

An beiden Seiten und unten ist ein Stück Papyrus verloren. Der Papyrus war original gefaltet: Die senkrechten und waagerechten Zerstörungen sind Bruchkanten entlang der Auf- und Faltung.

Ein Papyrus-Amulett für das Jenseits

Papyrus-Amulette wurden bei der Bestattung verwendet. Sie wurden gefaltet auf die Mumie im Sarg gelegt. Die Amulette aus Papyrus beinhalten wichtige Themen in knapper Form; die Lage direkt bei dem Verstorbenen stellte größte Wirksamkeit sicher.

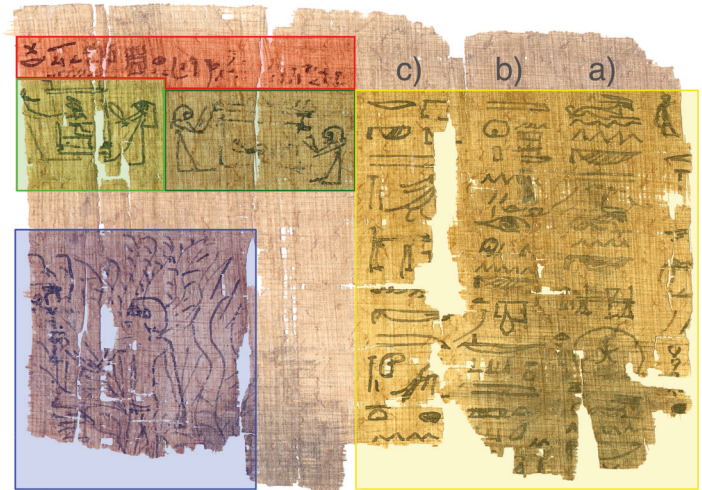
Die beiden kleinen Bilder (grün) auf dem ausgestellten Amulett bilden die Mumifizierung und rituelle Auferweckung vom Tode ab: während des Prozesses (dunkelgrün) und das Endergebnis der Auferweckung (hellgrün). Der Eintritt ins Jenseits schließt sich an: Die Zeile hierarchischer Text (rot) ist der Beginn der Anrufung an das erste von 21 Toren des Jenseits, die der Verstorbene passiert. Die für den Durchlass wichtige Reinheit ist im großen Bild (blau) thematisiert.

Im hieroglyphischen Text (gelb) geht es um die erwünschte gute Ausstattung des Menschen im Jenseits:

- a) freier Zugang zu allen Weltenräumen (Himmel, Erde, Unterwelt),
- b) die jenseitige Versorgung mit Nahrungsmitteln durch Totenopfer und
- c) freie Bewegung: Der Verstorbene nimmt Vogelgestalten an, so wird die Bewegungsfähigkeit auf die himmlischen Bereiche ausgedehnt.

In knapper Form wird so der gesamte Prozess der „Todesbehandlung“ bis zum guten Leben im Jenseits in Text und Bild auf diesem Papyrus-Amulett festgehalten.

Das Papyrus-Amulett war original zusammengefaltet. Die Verfärbungen stammen wahrscheinlich vom Kontakt mit Salbölen. Sie befinden sich an zwei Faltkanten und sind auf der Rückseite stärker. Demnach war dieses Papyrus-Amulett einmal auf einer echten Mumie aufgelegt. Man hat neuen, unbenutzten Papyrus verwendet, was für die Wirksamkeit solcher Amulette wichtig war.



Markierungen der Bereiche auf dem Papyrus-Amulett

(Bild: Elke Fuchs/Tina Schöbel)

Während Papyrus-Amulette mit Texten und Bildern häufig vorkommen, ist die Zusammenstellung dieses Stückes bislang einzigartig. Seine Texte und Bilder sind überwiegend aus Tempelriten und Begräbnisritualen bekannt. So stellen sie einen Hinweis auf die sehr enge Vernetzung des Kultes mit dem Grabbereich dar, die den Schwerpunkt des Teilprojektes bildet.



(Bild: Elke Fuchs)

Griechischer Privatbrief

Papyrus

28. Oktober 127 v. Chr.

Ägypten (vermutlich in Alexandria geschrieben /
in Hipponon gefunden)

Universität Heidelberg, Papyrologische Sammlung (P. Heid. Inv. G 603)

32 cm x 17 cm

Der Brief ist von Dionysia an ihren Mann Theon gerichtet und in griechischer Schrift und Sprache verfasst. Der Text ist als „Transversa charta“ geschrieben, was bedeutet, dass das Papyrusblatt horizontal verwendet und der Text entgegen der Papyrusfaser geschrieben wurde. Bis auf die Grußformel ἔρωσο (Sei Gesund) und das daneben stehende Datum ist der Brief im Blocksatz geschrieben. Über den Grüßen beginnend ist später eine Art P.S. in dunklerer Tinte hinzugefügt worden.

Dionysia an Theon Brief einer Frau an ihren Ehemann

Nach der Eroberung Ägyptens durch Alexander den Großen (332 v. Chr.) bringen griechische Auswanderer ihre Briefkultur mit in das neue Zuhause. Diese beinhaltet nicht nur offizielle Schreiben sondern auch private Briefe.

Die ältesten griechischen Briefe datieren in die archaische Epoche und sind in verschiedenen Orten der griechischen Welt gefunden worden. In Ägypten sind griechische Briefe seit der Eroberung durch Alexander den Großen (332 v. Chr.) und der Besiedlung durch griechische Siedler nachweisbar. Wie im ausgestellten Brief zu lesen, war der angeschriebene Theon im Militärdienst. Er könnte ein Mitglied der griechischen Soldatenklasse einer Bürgerkolonie (Kleruchie) gewesen sein, die von den frühen Ptolemäern Landstücke in den Bezirken (Nomen) Herakleopolis und Arsinoites zugeteilt bekamen. Damit wurde in diesen Bereichen die Ansiedlung von griechischen Einwanderern gefördert.

Im gezeigten Brief schreibt Dionysia an ihren Ehemann Theon, der sich nilaufwärts mit einem gewissen Marsyas im Wehrdienst befindet. Marsyas hat im Gegensatz zu Theon allerdings nach Hause geschrieben und sie hofft, dass ihr Mann dies auch bald tun werde. Dionysia schreibt, dass sie während Theons Abwesenheit eine Streiterei auf der Agora mit einem Neon hatte. Dieser habe sie geschlagen und ihr eine Decke entrissen, die sie verkaufen wollte. Dionysia wirft nun Theon vor, das er gegangen sei, ohne eine rechtliche Absicherung für sie zu hinterlegen, weswegen die Decke nun im Amt (Archeion) läge, bis er wieder käme. Der spätere Zusatz wurde unten an dem Rand über dem Grußwort begonnen und beinhaltet Grüße und den Vorwurf, dass Theon Dionysia alleingelassen habe wie einen Hund.

Nach dem Verfassen wurde der Brief gefaltet und mit der Adresse: „Von Dionysia an Theon gegeben“ versehen. Der Empfänger (hier Theon) wurde üblicherweise in größeren Buchstaben geschrieben.

Der ausgestellte Brief ist ein repräsentatives Beispiel für griechische Briefe der Ptolemäerzeit (332 v. Chr. – 30 v. Chr.) Ägyptens. Aus dieser Zeit sind viele Briefe sowohl offiziellen als auch privaten Inhalts erhalten. Ein generelles Merkmal von ptolemäischen Briefen ist, dass der Text im Blockformat geschrieben wurde; das heißt, dass die Briefeinführung nicht vom Haupttext abgesetzt ist. Der Schluss hingegen, welcher in üblicher Weise aus der Formel ἔρωσο (Sei Gesund) und dem Datum besteht, wurde separat unter den Haupttext geschrieben. Er ist einer der frühesten Privatbriefe, die eine Art P.S. am Ende enthalten. Selbst wenn die Tinte am Ende des Briefes kräftiger erscheint als im Text darüber, zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass es sich nicht um eine andere Hand handelt.

Die Handschrift des Briefes hat keinen geübten Charakter, wie etwa von einem Beamten. Dionysia könnte den Brief also selbst geschrieben haben. Dann wäre dies einer der ältesten bekannten von einer Frau geschriebenen Briefe.

Rückseite des Briefs
mit der Adresse,
die auf den
gefalteten Brief
geschrieben wurde

(Bild: Elke Fuchs/
Tina Schöbel)





(Bild: Stefan M. Maul)

Bruchstück einer babylonischen Tontafel

Gipsabguss

südliches Mesopotamien

7. Jh. v. Chr.

Universität Heidelberg, Sammlung des Heidelberger Instituts für

Assyriologie

8,1 cm x 6 cm

Von der ursprünglich wohl mehr als 20 cm langen, beidseitig beschriebenen Tontafel blieb nur das Ende der Vorder- und der Beginn der Rückseite erhalten. Lediglich ein Viertel des im 7. Jh. v. Chr. beschriebenen, zerbrechlichen Objektes ist auf uns gekommen.

Nachschlagewerk mit der Deutung von Zeichen auf einer Schafsleber

Im Alten Orient entwickelte sich der bis in Antike und frühes Mittelalter bestehende Glaube, dass sich auf der Leber eines geopferten Tieres Zeichen ausfindig machen lassen, die Aufschluss über das zukünftige Geschick des Opferspenders geben. In keilschriftlichen Kompendien, die vom frühen 2. Jahrtausend v. Chr. bis zur Zeitenwende niedergeschrieben wurden, sind uns die Lehren der ‚Opferschauer‘ überliefert.

Die im Gipsabguss ausgestellte, 8,1 cm breite, fragmentarisch erhaltene Tontafel aus dem 7. Jahrhundert v. Chr. gehört zu einer insgesamt mehr als 100 großformatige Tafeln umfassenden Serie, die in der systematischen Form eines Nachschlagewerkes die Lehren der babylonischen Eingeweideschau bewahrt. In weit mehr als 10.000 Einträgen in der Form von Wenn-Dann-Satzgefügen konnten die gelehrten babylonischen Opferschauer die Bedeutung der auf die Zukunft weisenden Zeichen nachschlagen, die man in insgesamt 12 Regionen auf der Oberfläche der Leber eines geopferten Schafes beobachtete. In der vorliegenden Tafel waren Zeichen zusammengestellt und gedeutet, die an einer vielbeachteten Leberfurche auftreten, die als Spur galt, welche der Gott hinterlassen hatte, als er bei der Präsentation in das Opfertier fuhr.



Nur dem ungeübten Auge erscheint das Schriftbild des Textes ungegliedert. Alle Zeileneinträge beginnen am linken Tafelrand mit einem „Wenn“ gelesenen Keilschriftzeichen, das ausschließlich in den Omina der Eingeweideschau Verwendung fand. Dieses für die Gattung typische Zeichen macht es leicht, auf den ersten Blick das Text-genre zu bestimmen. Schaut man genauer, stellt man fest, dass eine starke vertikale Gliederung für die Übersichtlichkeit des Textes sorgt. Einerseits bezeichnet nämlich eine in der Tafelmitte beginnende Teilkolumne die Grenze zwischen der Beschreibung des Zeichens und der zugehörigen Deutung, und andererseits offenbart die säuberliche Vertikalgliederung der linken Teilkolumne dem Spezialisten das Anordnungsprinzip der ‚Wenn-Sätze‘. So konnte er einen gesuchten Eintrag leicht auffinden, obgleich der Text weder durch Farbe, noch durch Schriftgrößen oder andere Formen der Hervorhebung gegliedert ist.

- | | |
|----------------|---|
| grün markiert: | Das Keilschriftzeichen für „Wenn“ |
| blau markiert: | Der genannte Bereich der Leber, in dem das Zeichen auftrat (hier eine Leberfurche) |
| gelb markiert: | Säuberlich untereinanderbeschriebene, sich in mehreren Zeilen wiederholende Kennungen des beobachteten Zeichens |
| rot markiert: | Die Grenze zwischen Beschreibung und Deutung der Eingeweidezeichen |

(Bild: Stefan M. Maul /Tina Schöbel)



(Bild: Renate Deckers-Matzko)

Drei Dachziegelfragmente mit dem Namensstempel des
Hildesheimer Bischofs Bernward

gebrannter Ton, um 1000

Fundort: Hildesheimer Domhügel

Kirchliche Denkmalpflege Hildesheim (Fund Nr. 797.9; 773.2; 1690.10)

15,5 cm x 11 cm; 8,5 cm x 5,8 cm; 10,9 cm x 11,1 cm; Dicke: 1,7–2,5 cm

Der Brauch, Ziegel zu stempeln, geht auf antike Vorbilder zurück. Während die Ziegelstempel der römischen Legionen als eine Art Firmenstempel verwendet wurden, nutzte Bernward die Stempelung wohl im Sinne einer Stifterinschrift. Die Stempelung der Ziegel erfolgte mittels hölzerner Petschaf-

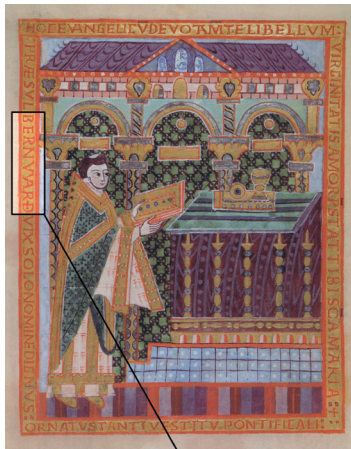
ten (harter Stempel), in welche die Buchstaben geschnitzt wurden. In den noch feuchten Ton gedrückt, hinterließen sie ein Relief, dessen Buchstaben erhaben hervortreten. Bei den Hildesheimer Ziegelstempeln lassen sich mindestens sechs unterschiedliche Typen unterscheiden. Wie die meisten Stempeltypen zeigen die hier ausgestellten Fragmente den Namen BERNWARD(VS) in gekürzter Form. Die letzten beiden Buchstaben werden dabei durch einen waagerechten Kürzungsstrich über dem Schaft des D angegeben.

Wie man sich einen Namen macht: Bernward von Hildesheim und seine Stiftungen

Dachziegelfragmente mit dem Namenszug des berühmten Hildesheimer Bischofs Bernward (993–1022) geben der Forschung Rätsel auf. Warum ließ Bernward seinen Namen auf Dachziegel stempeln, die in großer Höhe liegend von niemandem gelesen werden konnten?

Die Kunstsinnigkeit des Hildesheimer Bischofs Bernward spiegelt sich in seinen zahlreichen Stiftungen wider. Genannt seien beispielsweise die bedeutenden bronzenen Türflügel, das ‚Kostbare Evangeliar‘ oder die Hildesheimer Michaelskirche, das heute bekannteste Bauwerk der Zeit um 1000. Über die Urhebererschaft all dieser prominenten Werke lässt uns der selbstbewusste Bischof nicht im Unklaren, versah er doch nahezu alle seine Stiftungen mit Inschriften, die ihn als Auftraggeber eindeutig benennen.

Bei den erst kürzlich abgeschlossenen Grabungen auf dem Hildesheimer Domhügel traten etliche neue Ziegelfragmente zutage, die den gestempelten Namenszug Bernwards tragen. Welches Dach sie einst deckten, lässt sich nicht sicher sagen. Voraussetzen darf man, dass sie für eines der unter Bernward errichteten oder renovierten Bauwerke, wie etwa für St. Michael oder die Befestigungsanlage der Domimmunität bestimmt waren.



„Kostbares Evangeliar“,
um 1015, Dedikationsbild
mit einer Darstellung von
Bischof Bernward
(Bild: Dom-Museum Hildes-
heim, DS 18, fol. 16v)

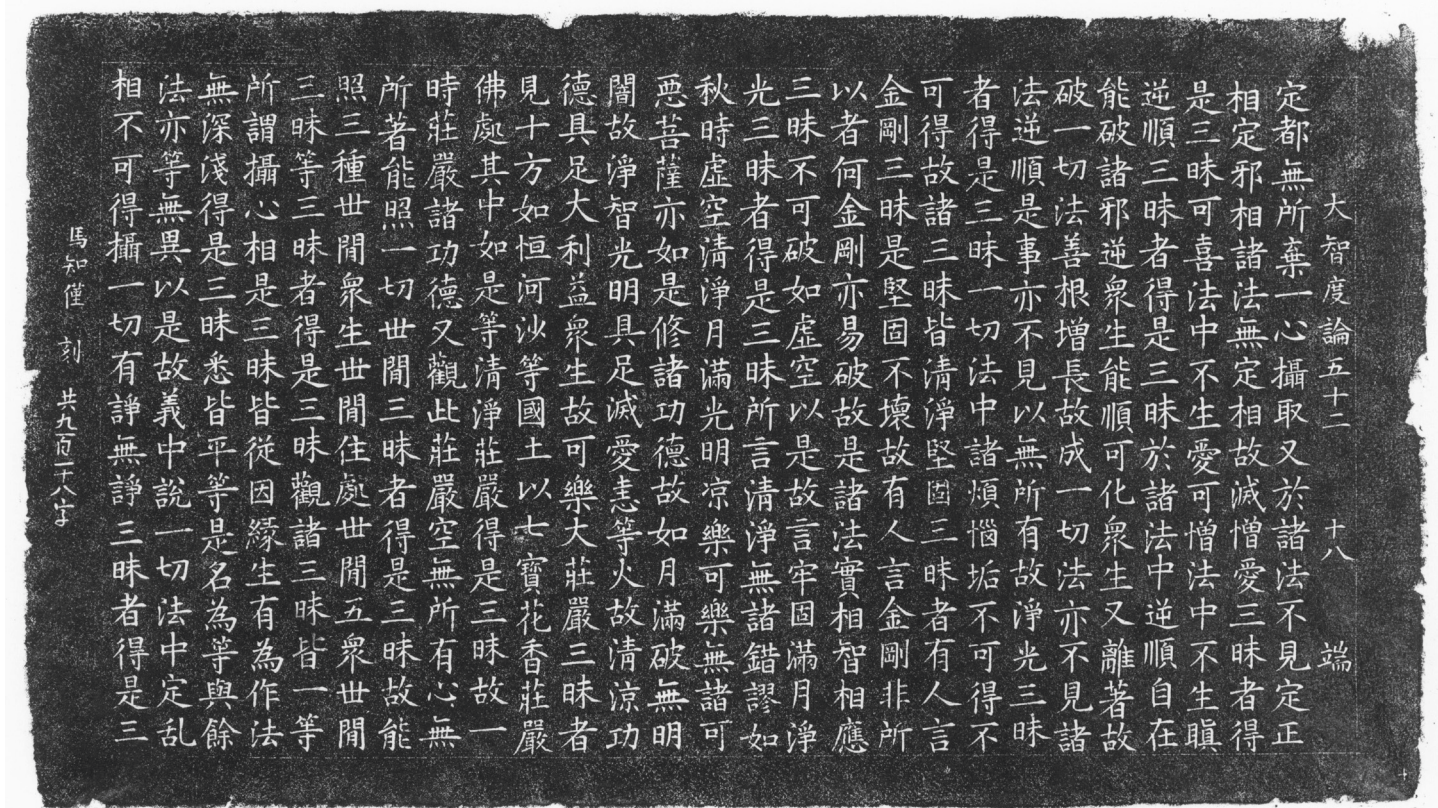
Die Frage nach dem Sinn der Namensstempelung beantwortet Bernward selbst in auffallend präziser Weise: In einer Urkunde aus dem Jahr 1019 erklärte er, er wolle seinen Namen dem Gedenken der Nachwelt einschreiben („...*beatae memoriae tradere tytulum nominis mei...*“). Es kam Bernward also weniger auf die unmittelbare Sichtbarkeit seiner Namensinschrift an, sondern darauf, dass seine Stiftungen unwiderrufbar mit seinem Namen verbunden waren. Denn geistige sowie materielle Verdienste, davon war Bernward überzeugt, konnten den Menschen nach dem Tod einen Platz im Himmel sichern. Bei den gestempelten Dachziegeln brachte der Bischof die materielle Verbindung seiner Stiftung mit seinem Namen auf die kürzest mögliche Formel. Er verzichtete hier auf jegliche Zusätze, sogar auf seinen Bischofstitel, indem er auf die Ziegel nur seinen Namen stempeln ließ und nichts weiter als seinen Namen.

Die Untersuchung schrifttragender Kunstwerke Bischof Bernwards ist Teil eines Projekts, das sich mit unterschiedlichen Bedeutungen von Schrift am und im Sakralraum beschäftigt.

Gesamter Ziegel
Vorderseite oben
Rückseite unten

(Bild: Renate Deckers-Matzko)





(Bild: Teilprojekt C04)

Abhandlung über die Große Vollkommene Weisheit

Tusche auf Papier

Tuscheabreibung der originalen Steintafel (1094/95)

Wolkenheimkloster, Fangshan bei Beijing, China

Sammlung Projekt „Buddhistische Steinschriften“, Prof. Ledderose,

Heidelberg

83,5 cm x 53,5 cm

Die Steinabreibung zeigt einen Abschnitt der *Abhandlung über die Große Vollkommene Weisheit (Mahāprajñāpāramitā-sāstra)* von Nāgārjuna (ca. 2 Jh.). Die Abhandlung wurde jeweils beidseitig auf insgesamt 1.096 Steinplatten gemeißelt. Als Vorlage diente der Kitan-Kanon, eine Sammlung buddhistischer Schriften aus dem 11. Jahrhundert.

Der Text auf der Steinplatte ist auf allen vier Seiten von einer dünnen Linie eingefasst und wurde in einer sauberen und klaren Zeilenführung von oben nach unten und von rechts nach links kalligraphiert. In der ersten Zeile befinden sich der Titel sowie die Information: Kapitel 52, Blatt 18, Bündelnummer *duan* 端; der eigentliche Text beginnt in der zweiten Zeile. Links außerhalb des Textfeldes sind der Name des Steinmetzen, Ma Zhijun 馬知僅, zu lesen, sowie die Anzahl der Schriftzeichen auf der Vorder- und Rückseite der Steinplatte, nämlich 918.

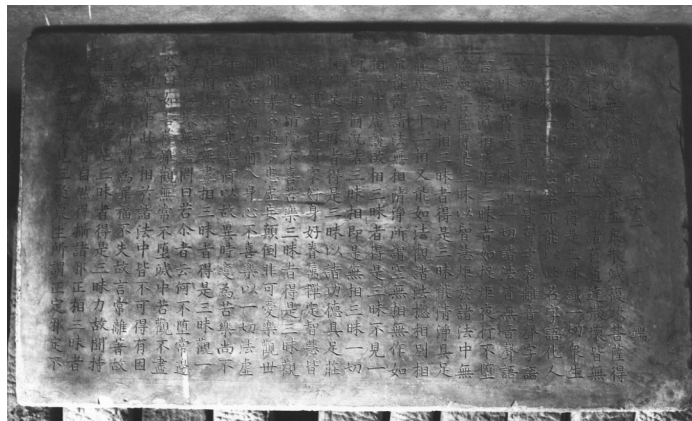
31 Millionen Schriftzeichen im Angesicht der Apokalypse

Ein halbes Jahrtausend lang übertrugen die Mönche des Wolkenheimklosters in China die heiligen buddhistischen Schriften auf Steintafeln – es war wohl das größte epigraphische Projekt der Weltgeschichte.

Im Jahr 616 n. Chr. begannen buddhistische Mönche des Wolkenheimklosters (Yunju Si), etwa 70 km südwestlich von Beijing gelegen, die heiligen buddhistischen Schriften in Stein zu meißeln. Als das Projekt um 1180 zum Ende kam, waren rund 1.600 Texte auf 15.000 Platten mit insgesamt etwa 31 Millionen Schriftzeichen fertig gestellt.

Die Mönche vergruben alle Steinplatten, die sie fertig gemeißelt hatten, in neun Felskammern auf einem nahe gelegenen Berg und in einem unterirdischen Depot im Klostersgelände. Dort sollten sie die Katastrophen der Apokalypse überdauern. Danach würden die steinernen Texte wieder hervorgeholt werden, um den Menschen eines zukünftigen Weltalters von der Lehre des Buddhas zu künden.

Die Felskammern wurden mit Steintoren verschlossen, einzig die älteste und wichtigste Höhle, die so genannte Donnerklanghöhle, blieb zugänglich. Die Decke der Höhle, die einer kleinen Halle gleicht, wird von vier Steinsäulen mit 1.056 Buddha-Darstellungen gestützt. Die Steinplatten mit den Sutrentexten sind reihum an den vier Wänden angebracht.



Zwischen 1956 und 1958 wurden die übrigen Steinkammern und das Depot – das erst 1957 entdeckt wurde – geöffnet und von den darin enthaltenen Steinplatten Abreibungen angefertigt. Die Größe der Steinplatten variiert von 250 cm Höhe x 60 cm Breite bis 46 cm Höhe x 76 cm Breite. Allein im Depot befanden sich 10.082 Steinplatten, deren Zeichen noch wunderbar erhalten sind, obwohl die Inschriften rund 840 Jahre lang vergraben waren. Heute sind die Steinplatten wieder eingemauert und nicht mehr zugänglich.

Das Ziel des Forschungsprojektes ist es, die einzelnen Schritte des fünfhundertjährigen Arbeitsprozesses mit neuartigen Methoden zu analysieren und zu veranschaulichen.



Geöffnete Höhle mit eingelagerten Steinplatten; davor Herstellung einer Steinabreibung



Unterirdisches Depot mit eingelagerten Steinplatten während der Ausgrabung

(Bilder: Teilprojekt C04)

Abschnitt der *Abhandlung über die Große Vollkommene Weisheit* 1094/95; (Rückseite Steinvorlage der Abreibung linke Seite)



(Bild: Elke Fuchs)



(Bild: Yvonne Stoldt)

Hiğāb

Silber / Hadernpapier

ca. 19. / 20. Jhd.

Privatsammlung Becht-Jördens

Hülle: 8,58 cm x 3,29 cm x 2,46 cm

Papierstreifen 1: 32,5 cm x 7,4 cm

Papierstreifen 2: 23,6 cm x 7,3 cm

Bei der Fertigung und Verzierung der zylindrischen Hülle kamen mehrere Techniken zum Einsatz: Während die Grundform wohl gegossen und anschließend verlötet wurde, sieht man auf der Oberfläche nachträglich angebrachte Granulation sowie aufgelötete Schlangenlinien. Möglicherweise handelt es sich bei letzterem um ein altes Unendlichkeitssymbol, das die Hülle und ihren Inhalt gleichermaßen schützen sollte. An der rechten Seite lässt die Hülle sich öffnen, um sie zu befüllen.

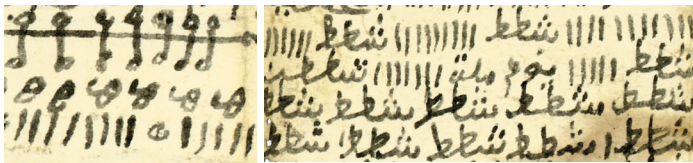
Die Papierstreifen stammen aus dem Inneren der Hülle und bestehen aus dickem Hadernpapier, das mit zwei unterschiedlichen Tintenfarben beschrieben wurde.

Eine islamische Amulethülle mit Amulettstreifen

Wie in zahlreichen anderen Kulturen sind auch im islamisch geprägten Raum Amulette, speziell Schriftamulette, weit verbreitet. Oft werden sie von aufwändig gefertigten Hüllen geschützt, die im Arabischen, besonders in Nordafrika, als *Ḥiğāb* bezeichnet werden.

Im Wortsinn bedeutet Ḥiğāb (sprich: Hidschaab) so viel wie „Verdeckendes“ oder „Schützendes“. Der Begriff, der sowohl den Amulettbehälter als auch das Amulett oder die Kombination beider bezeichnen kann, wird auch für den „Schleier“ der Muslimas verwendet. Schützen soll das Amulett seinen Träger oder seine Trägerin. Es kann unter anderem Koranverse, Gebete und/oder unheilabwehrende Zeichen beinhalten.

Auf den beiden Papierstreifen des ausgestellten Ḥiğābs, der unter anderem Koranverse beinhaltet, fällt vor allem der wiederholte Gebrauch einzelner Buchstaben und Buchstabenkombinationen ins Auge, von denen man sich eine besondere, schützende Wirkung erhoffte:



Ausschnitte des rechten, längeren Amulettstreifens

(Bild: Elke Fuchs)

Die auf beiden Streifen vorhandene, schraffierte Umrandung der arabischen Schrift soll das Geschriebene magisch vor Zerstörung schützen.

Manchmal weisen auch Amulethüllen selbst Schriftzeichen auf, oft sogar ähnliche Schutzverse wie die Amulettstreifen. Der Dekor des Behälters kann zu seiner Wirkung beitragen – so mögen auch die stilisierten Schlangenlinien den Ḥiğāb als Ganzes schützen. Neben der zylindrischen Gestalt, die die ausgestellte Hülle aufweist, können Amulethüllen mannigfaltige Formen

besitzen. Meist bestehen sie aus Metall. Dabei kommt Silber eine besondere Bedeutung zu, da es als sehr effektiv gegen böse Mächte betrachtet wird. Wie man an der Größe der Hülle erkennt, diente sie nicht nur dem Schutz, sondern auch dem Schmuck. Sie sollte gesehen werden – an einer Kette um den Hals getragen wirkte die Hülle sicher schon aus einiger Ferne auf den Betrachter.



Silberner Ḥiğāb

(Bild: Elke Fuchs)

Damit auch längere Texte (gar ganze Korane) im Amulettbehälter Platz fanden, wurde oft mit Miniaturschrift gearbeitet. Außerdem faltete oder rollte man die Amulettstreifen üblicherweise. Die ausgestellte Hülle zum Beispiel beinhaltete drei eng zusammengewickelte Rollen, von denen sich eine als nachträglich hinzugefügte Fälschung – wohl als Ersatz für die ehemals vorhandene dritte Rolle – herausstellte.



(Bild: Hermann Pflug)

Griechischer Liebeszauber

Blei

1.–2. Jh. n. Chr.

Panopolis (?), Ägypten

Universität Heidelberg, Antikenmuseum der Klassischen Archäologie

(Inv. F 429 und 430)

ca. 10 cm x 8 cm

Auf den deckungsgleich durchbohrten Täfelchen ist jeweils ein ähnlicher Text eingeritzt, der den Totengeist eines gewissen Horion auffordert, zu veranlassen, dass sich Nike in Paitous verliebt. Auf dem rechten der beiden Täfelchen ist links neben

dem Text die Mumie des Horion gezeichnet. Heute sind die Täfelchen korrodiert; die Ritzlinien sind bei genauem Betrachten noch zu erkennen.

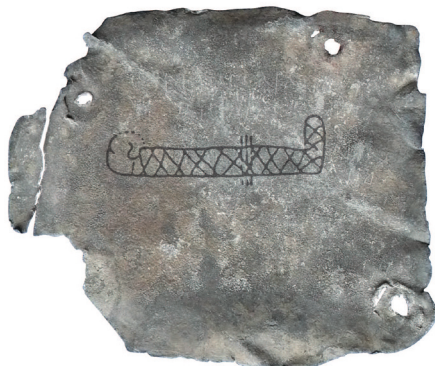
Liebeszauber

In der Liebe ist bekanntlich alles erlaubt. So gab es in der griechisch-römischen Antike auch keine Hemmungen, die begehrte Person mit Magie an sich zu binden.

Das Besondere an dem ausgestellten Liebeszauber ist, dass es sich um zwei „Zwillingstafeln“ handelt. Die beiden Täfelchen enthalten einen ähnlichen, in Griechisch geschriebenen Text. Die zweifache Ausführung des Spruchs sollte seine Wirksamkeit verdoppeln.

Die beiden gleich großen Bleitäfelchen waren mit der Schriftseite nach innen aufeinander befestigt. Das ist daran erkennbar, dass die Löcher bei dieser Anordnung deckungsgleich sind. Sie müssen entstanden sein, als die Tafeln mit Nägeln oder Ähnlichem zusammengeheftet wurden. Blei war das Material, das typischerweise für Bindezauber gewählt wurde, die gerne unterirdisch deponiert wurden.

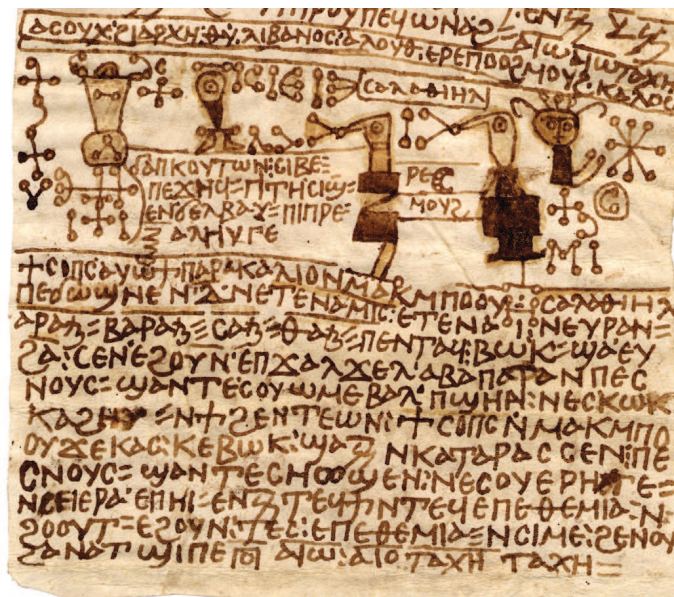
Auf beiden Täfelchen wird der Totengeist eines gewissen Horion – Sohn der Sarapûs – aufgefordert, zu veranlassen, dass Nike – Tochter der Apollonûs – sich in Paitous verliebt. Dementsprechend ist es sehr wahrscheinlich, dass dieser Liebeszauber in das Grab des Horion gesteckt wurde, der nach Erfüllung des Wunsches seine Totenruhe wiedererlangen kann. Die auf einem der beiden Täfelchen gezeichnete Mumie soll vermutlich ebenfalls den Horion darstellen.



Position der Mumie
auf dem linken
Täfelchen

(Bild: Hermann Pflug
/Tina Schöbel)

Bei längeren Liebeszaubern werden häufig die typischen Leiden von Liebeskummer wie Schlaf- und Appetitlosigkeit angewünscht. Diese Art von Bindezaubern sind nicht nur in angewandter Form überliefert, sondern auch in griechischen und koptischen Handbüchern, in denen jegliche Arten von Zauberformularen, meistens systemlos nebeneinander gestellt, aufgeführt werden.



Ausschnitt eines Pergaments mit koptischem Liebeszauber
(P. Heid. Inv. Kopt. 683)

(Bild: Elke Fuchs)



(Bild: Elke Fuchs/Tina Schöbel)

Magische Gemme

Hämatit

2./3. Jh. n. Chr.

Herkunft unbekannt

Privatsammlung Wiegandt (Inv.-Nr. 196)

2,28 cm x 2,64 cm; verso: 1,68 cm x 2,08 cm

Die Gemme zeigt eine Gottheit mit stilisierter Atef-Krone, Blitzen in den Händen und Doppelflügelpaar; darin befindet sich je ein Was-Zepter. Aus jeder Kopfseite treten vier stilisierte Tierköpfe hervor. Die Gottheit steht auf der sich selbst verzehrenden Ouroboros-Schlange, die eine unverständliche Buchstabenfolge umschließt. Nach Parallelen könnte die griechische Formel „Beschütze mich“ gemeint sein.

Auf der Rückseite befinden sich drei Figuren auf einer *Tabula ansata* („Tafel mit Handhaben“), die von einem Wesen im Ausfallschritt hochgehalten wird. Unzusammenhängende griechische Schriftzeichen bedecken die freie Fläche und den Rand der Gemme.



(Bild: Robert Ajtai/Tina Schöbel)

Feindgürchen

Terrakotta

Datierung und Herkunft unbekannt

Universität Heidelberg, Ägyptologische Sammlung (Inv.-Nr. 2888)

ca. 2,5 cm x 6 cm

Das Fragment zeigt eine Figur mit an ihren Ellenbogen auf dem Rücken zusammengebundenen Armen. Damit handelt es sich um die Darstellung eines gebundenen Feindes. Eine Beschriftung ist nicht erkennbar. Möglicherweise handelt es sich um einen Rohling, der erst später beschädigt wurde, so dass nun Arme und Unterschenkel fehlen.

Schutz- und Vernichtungsritual

Die beiden Beispiele einer vielgestaltigen Gottheit und eines Feindfigürchens verdeutlichen, wie Schrift zur Nutzung eines Objekts benötigt wird sowohl, um Unheil abzuwehren als auch, um zu zerstören.

Die vielgestaltige Gottheit diente in pharaonischer Zeit einem Schutzritual. War das Ritual primär für den Herrscher geschaffen, wurde der Schutz später auch von normalen Menschen in Anspruch genommen. Viele Belege stammen bereits aus der 26. Dynastie (664–525 v. Chr.). Die kleinen, am Kopf angebrachten Tierprotome bilden Falke, Katze, Krokodil, Löwe, Nilpferd, Schakal, Stier und Widder ab, welche die Mächte verschiedener ägyptischer Gottheiten widerspiegeln. Eine Gemme diente dem Schutz des Trägers und übertrug die der Darstellung innewohnende Kraft. Dies wird durch Beischriften wie $\phi\upsilon\lambda\alpha\chi\omicron\nu\ \tau\omicron\nu\ \varphi\omicron\rho\omicron\upsilon\acute{\nu}\tau\alpha\ \acute{\alpha}\nu\omicron\ \pi\alpha\nu\tau\omicron\varsigma\ \kappa\alpha\kappa\omicron\upsilon$ „Beschütze den Träger vor allem Übel“ deutlich. Da sich der Text auf dem vorliegenden Stück nicht lesen lässt, stellt sich die Frage nach dem Sinn: Betrachtete der Träger sie automatisch als wirksam? Wusste er, dass die Formel verschrieben ist oder wusste er es nicht? Handelt es sich um einen Betrug des Herstellers am illiteraten Kunden?

Im Gegensatz dazu steht die Feindfigur, die in einem Vernichtungsritual zum Einsatz kam. Als Material ist neben Ton ab etwa 2500 v. Chr. auch Wachs seit etwa 2000 v. Chr. in Elephantine belegt. Die Stücke wurden mit den Namen von Feinden und Städten beschrieben. Zwei Papyri (Louvre 3129 und BM 10252; 4./3. Jh. v. Chr.) überliefern den Brauch mit dem Titel „Ritual, um Seth und sein Gefolge zu Fall zu bringen“, in dem die Objekte zerstört werden: „Man bringt eine Figur des Seth aus rotem Wachs, auf deren Brust sein Name eingeschrieben ist. Er lautet: Seth, der Erbärmliche!“ Diese Figur sollte gebunden und viermal bespien werden. Anschließend wurde sie mit dem linken Fuß zertreten, auf ein Feuer gegeben und somit magisch-rituell vernichtet.



Drei gezeichnete Ansichten einer Statuette, die eine vielgestaltige, geflügelte Gottheit mit Tierprotomen am Kopf auf einer Ouroboros-Schlange zeigen



(Bild: Teilprojekt A01 UP3/INF)

Verteilung der Texte in Pompeji

- rot: Dipinti
- grün: Graffiti

Rekonstruktion eines Straßenabschnittes
in Pompeji mit gemalten Inschriften

Tratto da *Pompei, alla luce degli scavi nuovi di via dell' Abbondanza. Anni 1910 - 1923* di Vittorio Spinazzola e Salvatore Aurigemma, Libreria dello Stato – Istituto Poligrafico e Zecca dello Stato, Roma 1953.



Die Stadt als Textträger

Antike Städte waren voll von verschiedenen Inschriften an den unterschiedlichsten Stellen. Die Bevölkerung gestaltete das Erscheinungsbild ihrer Stadt durch das Anbringen eigener Kommentare mit. Das lässt sich besonders gut in den Städten am Golf von Neapel beobachten, die 79 n. Chr. vom Vesuv verschüttet und so in großen Teilen konserviert wurden.

Die Einwohner von Pompeji sahen sich in ihrer Stadt einer Vielzahl unterschiedlicher Texte gegenüber. Sie nutzten mobile Textträger wie Wachstafeln oder Rollen. Auf Plätzen und in öffentlichen Gebäuden begegneten ihnen in Stein gemeißelte Inschriften. Und auch die Fassaden der Wohnhäuser und Grabmonumente dienten als Schreibfläche.

Auf diesen Flächen brachte man gemalte Bekanntmachungen an, in denen Veranstaltungen angekündigt und Kandidaten für städtische Ämter angepriesen wurden. Man ritzte Grüße an Bekannte, Gedichte oder Beschimpfungen in die Oberfläche der Wände. Neben Texten finden sich auch Zeichnungen – bevorzugt Boote, menschliche Figuren und Tiere. Es kommen sowohl gemalte Inschriften (Dipinti – italienisch: gemalt) als auch geritzte Texte und Zeichnungen (Graffiti – italienisch: geritzt) vor.

Die Dipinti wurden meist von professionellen Schreibern geschaffen und entsprachen in der Regel einem gestalterisch wie inhaltlich einheitlichen Formular. Die Graffiti dagegen sind heterogener und sprachen den Betrachter nicht nur als Leser an. So fügte er nicht selten eine Antwort mit einem improvisierten Schreibgerät hinzu oder verwendete eine ähnliche Formulierung an anderer Stelle wieder.

Die räumliche Verteilung der Texte und Bilder spielt eine große Rolle für ihre Wahrnehmung. In der digitalen Kartierung zeigt sich, dass es bestimmte Bereiche gab, die bevorzugt genutzt wurden. Ein wichtiger Faktor war, dass man möglichst viel Publikum erreichte. Besonders die Hauptverkehrsachsen und kleine Plätze boten günstige Voraussetzungen dafür, dass die Passanten auf die Texte aufmerksam wurden.



Einander überlagernde Inschriften



Graffitizeichnung

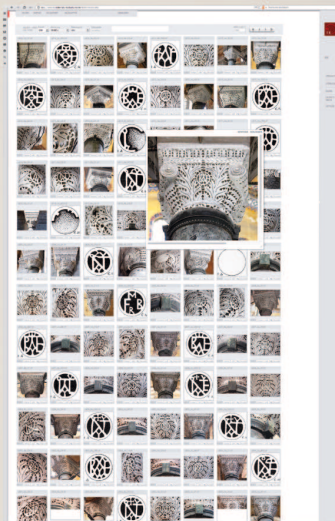
DATENORGANISATION

PROGRAMMIERUNG

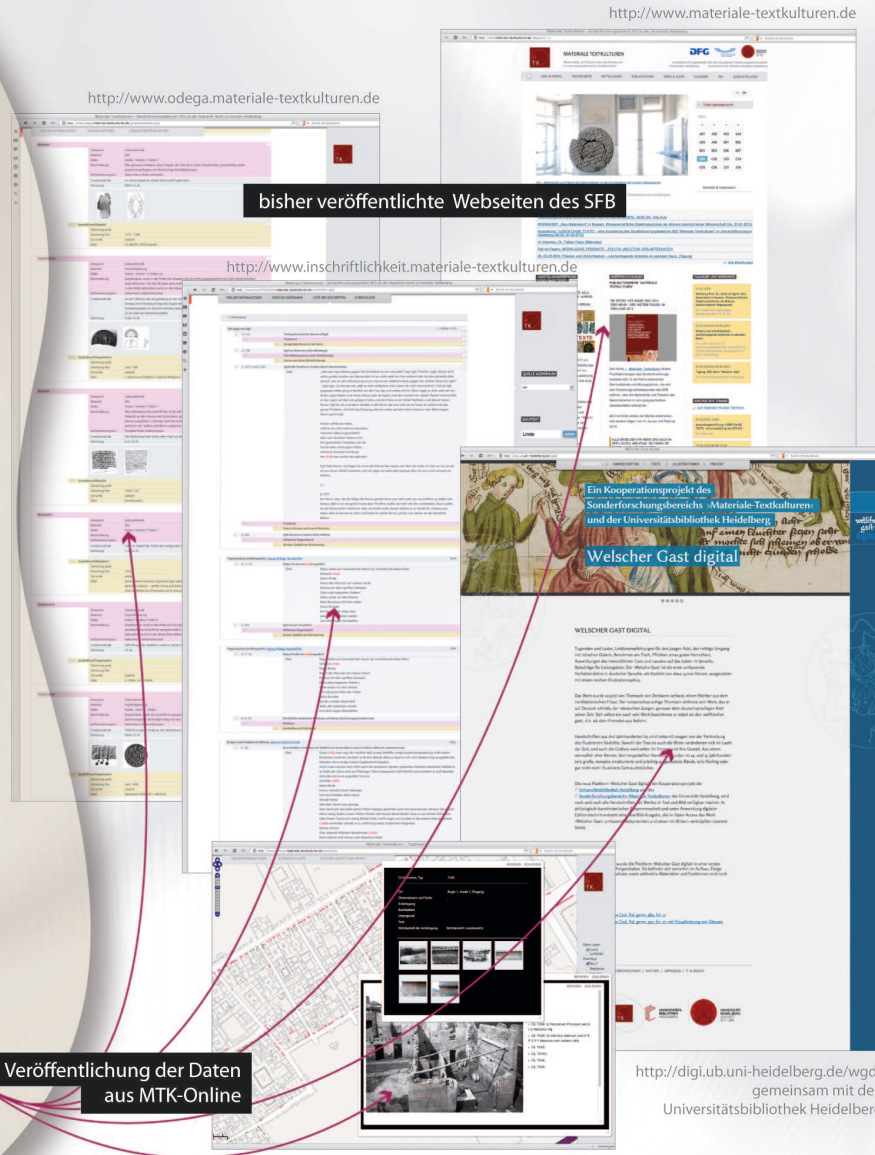
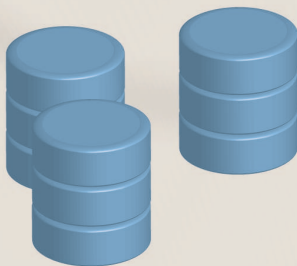
ADMINISTRATION

KOMMUNIKATION & VERNETZUNG

SFB-interne Datenverwaltung
MTK-Online



Bilder der Kapitelle des Teilprojekts
A01UP2 in der internen Datenbank MTK-Online



bisher veröffentlichte Webseiten des SFB

Veröffentlichung der Daten
aus MTK-Online

<http://www.materiale-textkulturen.de>

<http://www.odega.materiale-textkulturen.de>

<http://www.inschriftlichkeit.materiale-textkulturen.de>

Ein Kooperationsprojekt des
Sonderforschungsbereichs 'Materiale-Textkulturen'
und der Universitätsbibliothek Heidelberg
Welscher Gast digital

<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/wgd/>
gemeinsam mit der
Universitätsbibliothek Heidelberg

<http://www.pompeji.materiale-textkulturen.de>

Datendienstleistungen für die Geisteswissenschaften

Fragestellungen der Geisteswissenschaften mit Hilfe von Computern und mit Hilfe eigener und öffentlich verfügbarer Daten zu bearbeiten, ist heute gängige Praxis. Dabei ergeben sich aus der zunehmenden Verfügbarkeit digitaler Daten viele neue Forschungsansätze und -möglichkeiten.

An der Schnittstelle zwischen Geisteswissenschaften und Informatik – im Bereich der digitalen Geisteswissenschaften – unterstützt das Teilprojekt die Forschenden bei der Datenerfassung und Aufbereitung, der Erstellung digitaler Editionen und Visualisierungen und sorgt für ihre langfristige Speicherung und Verfügbarkeit.

Unter einer gemeinsamen Fragestellung erforschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Sonderforschungsbereich ‚Materiale Textkulturen‘ die Zusammenhänge zwischen Texten, den sie tragenden Objekten, den sie umgebenden Räumen und den Handlungen, die an ihnen vollzogen wurden. Dafür sind die Forschenden in Teilprojekten organisiert, die jeweils einzelne Aspekte dieser Zusammenhänge von Texten, Objekten, Räumen und Handlungen zum Gegenstand ihrer Fragestellungen machen.

Das Service-Projekt zu Informationsmanagement und Informationsinfrastruktur (INF) steht diesen forschenden Teilprojekten zur Seite. Mit der Betreuung des SFB-eigenen Servers und der dort installierten Software für die gemeinschaftliche Datenverwaltung und -nutzung hat das INF-Projekt zum einen ganz grundlegende Aufgaben. Zum anderen entwickeln die Mitarbeiter auf die Erfordernisse der Forscherinnen und Forscher zugeschnittene Lösungen für die Dateneingabe, -auswertung und für die Präsentation im Internet.

Dabei wird vor allem darauf geachtet, dass für ähnliche Anforderungen Werkzeuge entwickelt werden, die sich für die Untersuchung von verschiedenen Fragestellungen eignen. Auch sollen die Daten gängige Standardisierungen und Normdaten berücksichtigen

(beispielsweise die Text Encoding Initiative – TEI oder Normdaten der Deutschen Nationalbibliothek); vor allem aber sollen die Daten dauerhaft öffentlich zugänglich und benutzbar bleiben.

Zu diesem Zweck werden nach und nach alle in den Teilprojekten erfassten Daten in einer gemeinsamen Plattform (*MTK-Online*) zur Verfügung gestellt. *MTK-Online* ist wiederum die Grundlage für weitere Anwendungen, etwa für die öffentliche Präsentation der Daten.

Zwei Beispiele für solche Datenvisualisierungen sind in der Ausstellung zu sehen: die Online-Edition *Welscher Gast digital* (Kooperation mit der Universitätsbibliothek Heidelberg) und der *interaktive Stadtplan von Pompeji*, der die Verteilung der Graffiti und Dipinti in der verschütteten Stadt visualisiert. In beiden Beispielen stammen die dargestellten Daten aus *MTK-Online* und beide Datenbestände werden, während der Besucher die Systeme benutzt, erweitert und Stück für Stück vervollständigt, womit er – weil die Anwendungen jeweils auf die aktuellsten Daten zugreifen – direkter Zeuge der aktuellen Arbeiten wird.



(Bild: Tina Schöbel)

Brackenseil

Leder / Metallnieten

2015 nach einer literarischen Vorlage um 1210

Heidelberg

Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar

800 cm x 2 cm x 0,2 cm

Vereinfachte Realisierung einer texttragenden Hundeleine, von der im sogenannten »Titurel« Wolframs von Eschenbach erzählt wird.

Auf der Leine steht:

****Mit*diesem*flinken*Brief**den*Du*nun**dank*des*Bracken
 endlich*in*Deinen*Händen*hältstmöchte*ich*Dir*nach*
 langem*Zögern*etwas*sagen**was*ich*schon*so*lange*
 mit*mir*herumtrage*und*was*ich*nun*nicht*länger*
 für*mich*behalten*kann**und*was*ich*hier*mit*erhabenen*
 Worten*aufschreiben*will***

Beschriftetes Brackenseil: eine Hundeleine in Anlehnung an den „Titurel“ Wolframs von Eschenbach

Um Möglichkeiten und Schwierigkeiten des Lesens, des (Fest-)Halten und der Nachrichtenübertragung geht es bei dieser vereinfachten Realisierung einer Hundeleine, auf der ein Brief geschrieben steht. Um den Brief zu Ende zu lesen, müsste man das Seil losbinden – dann aber ließe der lauffreudige Hund davon...

Zwölf Klafter und damit etwa 20 Meter lang ist die Hundeleine („Brackenseil“), von der Wolfram von Eschenbach um 1210 in einem fragmentarischen Text erzählt, der „Titurel“ genannt wird. Die Leine besteht, so heißt es im Text, aus vierfarbiger Seide, die gefaltet und von Ringen eingefasst ist. Auf dem Stoff sind Edelsteine mit goldenen Nägeln aufgebracht – und die Edelsteine formen Buchstaben.

Diese beschriftete Leine hängt an einem Spürhund, einem Bracken, der zwei jungen Adligen zuläuft, die gerade ihre Liebe zueinander entdecken. Während er, Schionatulander, sich für die Geschichte auf dem Seil nicht weiter interessiert, versinkt sie, Sigune, tief in der Erzählung, die auf dem Hundehalsband beginnt. Als sie, um das Ende der Geschichte zu lesen, die Leine losbindet, entwischt ihr der Bracke. Sie verspricht Schionatulander ihre Liebe, wenn er ihr den Hund zurückbringt; er aber wird beim Versuch, den Bracken wieder einzufangen, getötet. Es ist eher unwahrscheinlich, dass es solche beschrifteten Hundeleinen tatsächlich gab. Im „Titurel“ geht es gerade

nicht darum, von normalen Texten und deren Gegenständen zu erzählen. Spannend und erzählenswert ist die Hundeleine für Wolfram von Eschenbach, weil sie Zeugnis gibt von einer anderen, imaginierten, prächtigeren, fühlbareren und existentielleren Schriftlichkeit.

Diese Wunschvorstellung können wir hier nicht in all ihrer Pracht verwirklichen; aber unser Brackenseil soll zumindest einen greifbaren Eindruck der mittelalterlichen Imagination vermitteln, von der Wolfram von Eschenbach erzählt.

Die Abbildung aus dem Sachsenspiegel zeigt, wie man sich zu verhalten hat, wenn man in einen Wald gerät, in dem nicht ohne (königliche) Erlaubnis gejagt werden darf („Bannforst“): Der Bogen liegt im Arm, die Hunde sind an der Leine. Gut zu erkennen ist, dass die Leine für Jagdhunde lang sein muss. Den Lesern oder Hörern des „Titurel“ dürfte deshalb klar gewesen sein, dass eine solche Hundeleine auch für einen längeren Text Platz böte.

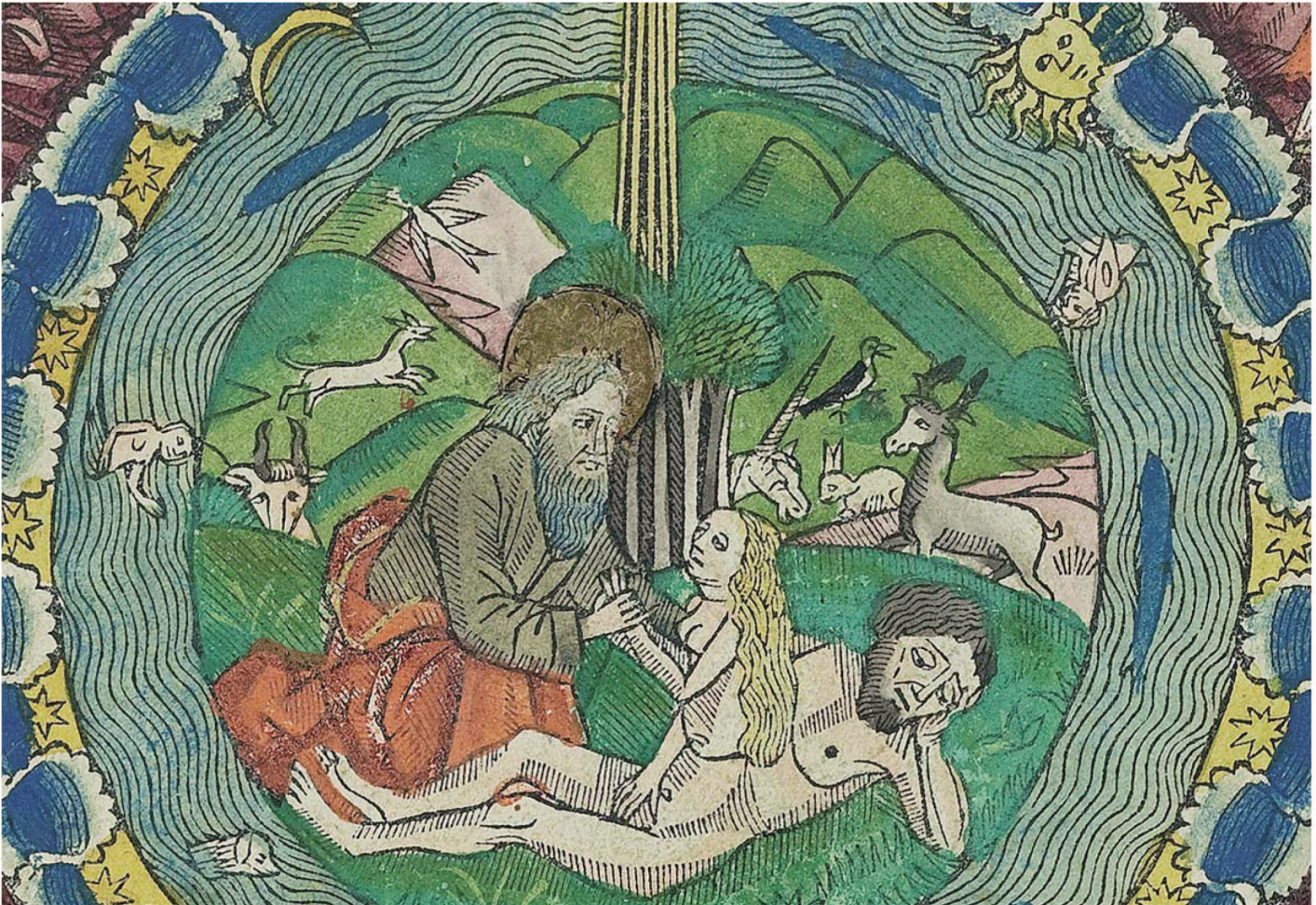
Wolfram von Eschenbach ist nicht allein, wenn es darum geht, außergewöhnliche schrifttragende Gegenstände zu beschreiben. Auch viele andere deutschsprachige Erzählungen des Mittelalters erkunden die Möglichkeiten (und Unmöglichkeiten) des Schreibens und des Geschriebenen. So wird etwa von Schwertern erzählt, auf denen plötzlich der Name des Helden erscheint; von Helmen, auf denen halbe Lebensgeschichten stehen; oder auch von Liebeserklärungen, die mit Wein auf den Tisch geschrieben werden. Das Teilprojekt sammelt und untersucht derartige Erzählungen, um zu verstehen, was sie uns über die mittelalterlichen Vorstellungen von Schriftlichkeit verraten.



Ausschnitt aus Johannes von Buch, Sachsenspiegelglosse, Norddeutschland, 1368 (Cod. Pal. germ. 164 Folio 10r.)

(Bild: Universitätsbibliothek Heidelberg)

» MIT SCHÖNEN FIGUREN « – BUCHKUNST IM DEUTSCHEN SÜDWESTEN



Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg und der Württembergischen Landessbibliothek Stuttgart in der Universitätsbibliothek Heidelberg vom 29. Oktober 2014 bis 1. März 2015 unter Mitarbeit der Teilprojekte A06 „Die papierene Umwälzung im spätmittelalterlichen Europa“ und C06 „Beruf und Bildung im islamischen Kanzleiwesen (adab al-katib) oder: Verwaltung als Königsdisziplin“ des SFB 933 „Materiale Textkulturen“

Der Siegeszug eines unscheinbaren Stoffs – Papier

Sektion „Papier & Buchdruck. Neuerungen der Buchherstellung im Mittelalter“
in der Ausstellung „Mit schönen Figuren'. Buchkunst im deutschen Südwesten“
(Universitätsbibliothek Heidelberg, 29. Oktober 2014 bis 1. März 2015)

mit Exponaten der „Basler Papiermühle – Schweizerisches Museum für Papier, Schrift und Druck“,
dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, der Papiermanufaktur Homburg von Johannes Follmer,
der Papyrologischen Sammlung der Universität Heidelberg sowie der Universitätsbibliothek Heidelberg

Während des gesamten europäischen Mittelalters wurden Bücher mit der Hand geschrieben und vervielfältigt. Als Beschreibstoff wählte man zumeist das kostbare Pergament, das aus Tierhäuten gewonnen wurde. Diese lang gepflegte Buchkultur erlebte von der Mitte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts weitreichende Veränderungen: Um 1450 erfand der Mainzer Johannes Gutenberg den Buchdruck, der den Buchmarkt revolutionierte. Doch auch die Zahl handgeschriebener Bücher sollte in diesen Jahrzehnten explodieren; deutlich mehr als die Hälfte aller erhaltenen Manuskripte aus dem Mittelalter stammen aus den hundert Jahren zwischen 1400 und 1500. Voraussetzung dafür war ein Beschreibstoff: Papier.

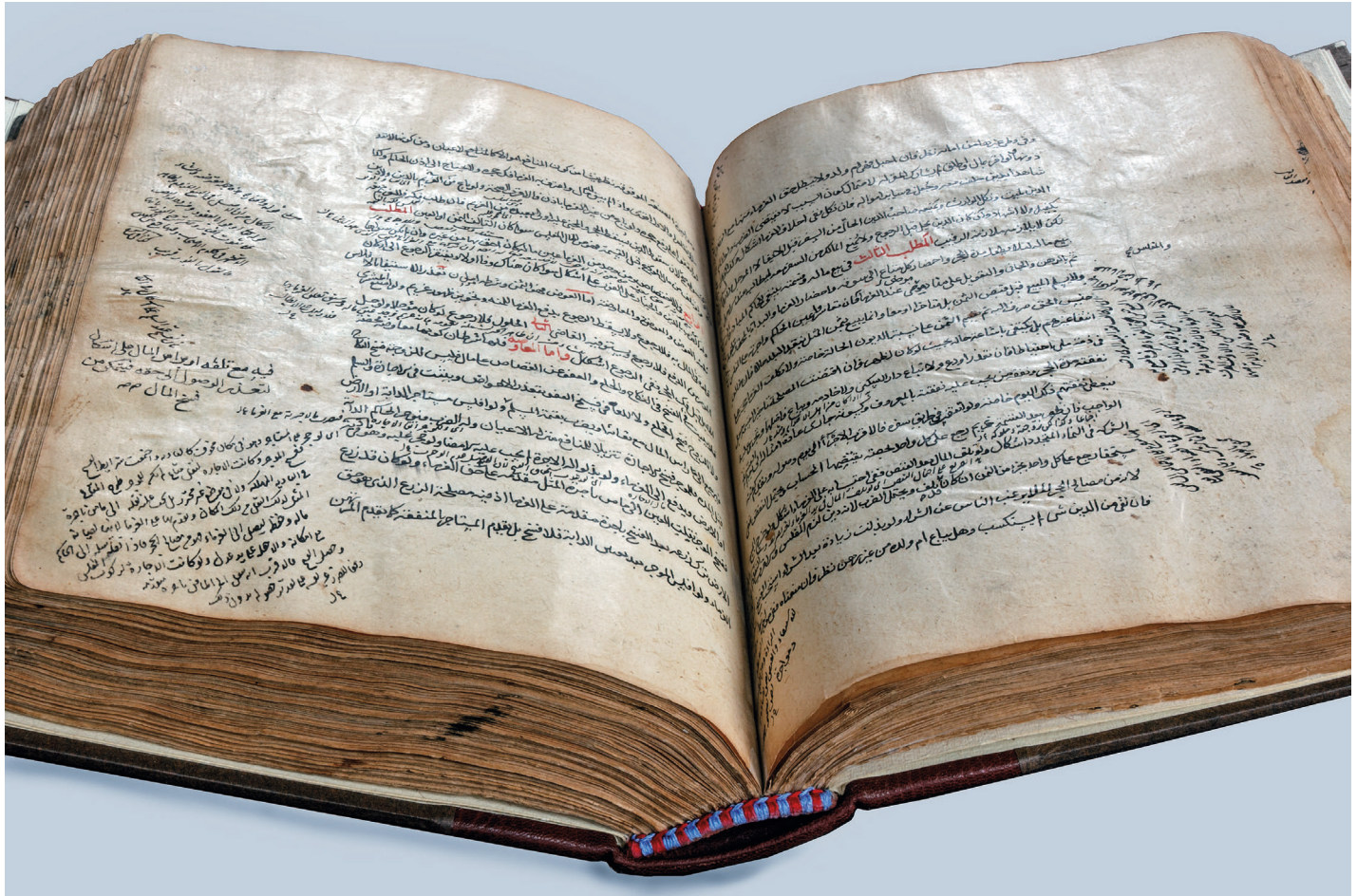
Das Papier ist viel älter als die Druckerpresse, seine Ursprünge reichen bis ins antike China am Beginn unserer Zeitrechnung zurück. Ab dem 8. Jahrhundert verbreitete es sich in der arabischen Welt: Nach den Erzählungen arabischer Historiker war es der Bagdader Abbasidenkalif Hārūn al-Rashīd (reg. 786–809), der die Durchsetzung des Beschreibstoffs forcierte. Mit seiner Bestimmung, dass in den Kanzleien seines Reichs nur noch Papier verwendet werden sollte, machte er das Papier zur materiellen Grundlage für ein zuvor ungekanntes Aufblühen der Schriftkultur weit über den Bereich der Verwaltung hinaus in Wissenschaft und Dichtung, in Handwerk und Handel.

Nach Europa kam das Papier um 1000 wohl zuerst auf Handelsschiffen aus Genua und Amalfi. Im 13. und 14. Jahrhundert gelang es norditalienischen Papiermachern in mehreren Etappen, den Herstellungsprozess von Papier zur Massenfertigung weiterzuentwickeln; ab 1390 wurden diese Techniken auch im deutschen Raum übernommen. Die Mühlenreviere schufen damit die Voraussetzung, dass das Papier auch in die europäischen Schreibstuben Einzug hielt. Auch hier zuerst in den Kanzleien der Städte und Fürsten bzw. in den Kontoren der Fernhändler fassbar, ist sein Siegeszug heute vor allem in den Altbeständen der Bibliotheken unübersehbar: Nicht nur in gedruckter Form wurde es damit zum „große[n] Vernetzungsmedium in der Herausbildung der modernen westlichen Zivilisation“ (Lothar Müller).

Der Papyrer
Jost Amman
Ständebuch
1568

(Bild: gemein-
freie Abbildung)





(Bild: Renate Deckers-Matzko)

Ibn Muṭahhar al-Ḥillī

Qawā'id al-aḥkām fī ma'rifat al-ḥalāl wa-l-ḥarām

(dt. „Die Prinzipien der Gebote, betreffend die Kenntnis des Erlaubten und des Verbotenen“)

Kopie von 1552

Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Heid. Orient A 251, Bl. 120v–121r)

Mittelalterliches Hochglanzpapier

Heute wird Schreibpapier zumeist aus Holz oder aber aus Altpapier gewonnen. Generell kann Papier jedoch aus fast allen Pflanzenfasern hergestellt werden – so auch aus Karotte, wie das hier abgebildete Künstlerpapier zeigt.



Papier aus Karotte, Ausschnitt
(Carrot Paper, Fred Siegenthaler, Strange Papers, 1987,
Nr. 33.1, Universitätsbibliothek Heidelberg, 91 G 47 KDR)

(Bild: Renate Deckers-Matzko)

In Ostasien verwendete man nicht nur den Bast aus Rinde und Stängel, sondern sogar Wurzeln verschiedener Pflanzen. In Europa wurde abgetragene Kleidung zum einzigen Rohstoff, weshalb man vom Papier vor 1800 als Lumpen- bzw. Hadernpapier spricht. Diese Praxis hatte man bereits aus den arabischen Werkstätten übernommen: Dort wurde zuerst mit Textil Lumpen statt mit frischen Pflanzen experimentiert.

Um es für Prachthandschriften oder wichtige Urkunden zu verwenden, wurde Papier im arabischen Raum häufig aufwändig bearbeitet. Um es aufzuwerten, wurden es zum Teil etwa gefärbt. Vor allem aber bestechen arabische Papiere durch ihre glänzende Oberfläche, da sie sorgfältig mit Achatsteinen geglättet wurden.

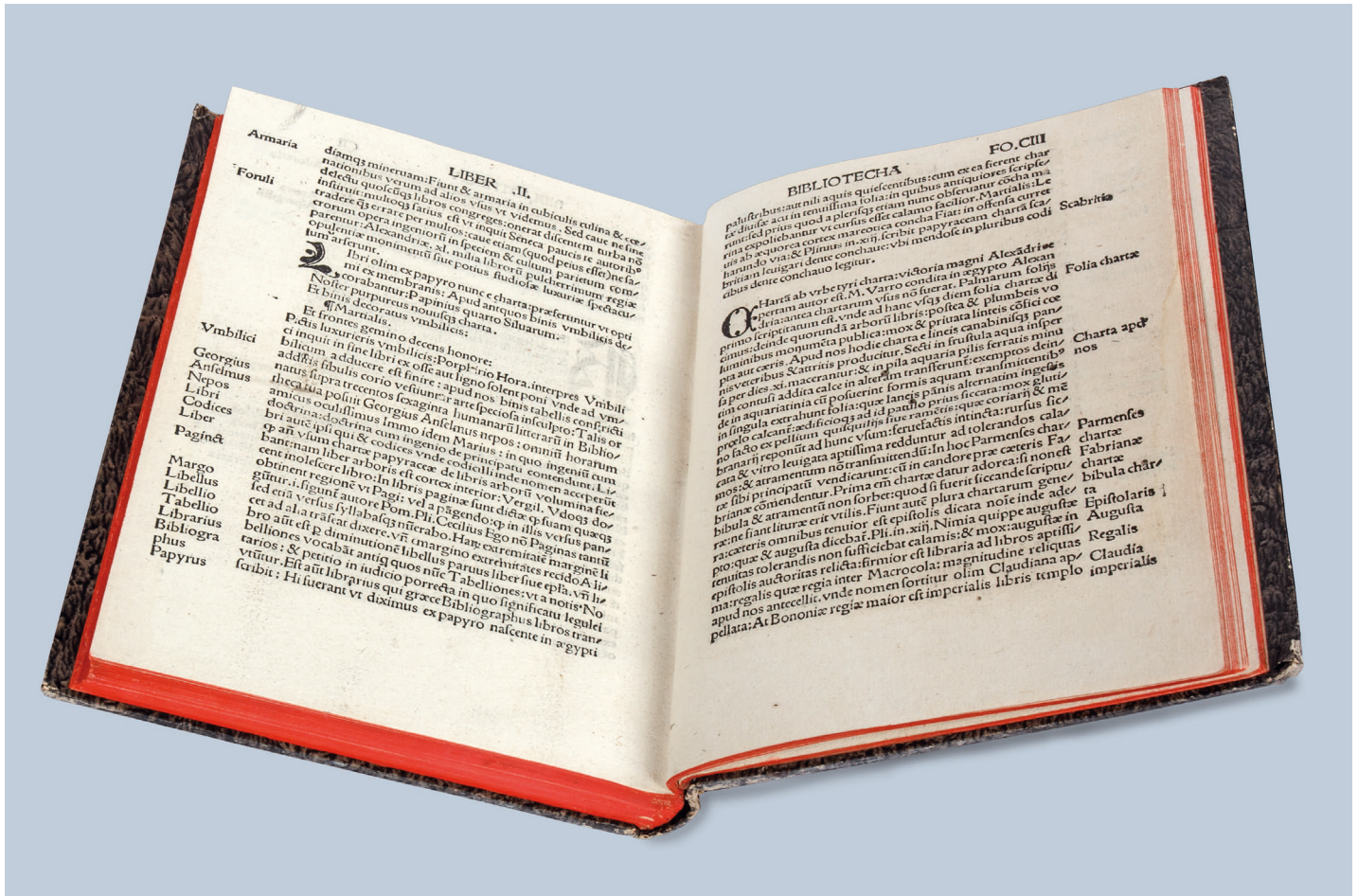
Beispiel für diese Praxis ist etwa die links abgebildete Handschrift. Bei diesem Codex ist der charakteristische Glanz bis heute gut erhalten und sichtbar. Dieses viel rezipierte juristische Werk des Schiiten Ibn Muṭahhar al-Hillī († 1326) ist um das Jahr 1300 entstanden und gilt als entscheidender Beitrag zur Entwicklung des schiitischen Rechts.

Aber auch im Bereich des dokumentarischen Schrifttums spielte aufwändig vorbehandeltes Papier eine wichtige Rolle, wie etwa die mehrsprachige Urkunde aus dem ägyptischen Panopolis aus dem 14. Jahrhundert zeigt. Mit diesem prächtigen Schriftstück setzte der Bischof von Panopolis (arab. Akhmim) und Lykopolis Diakone ein. Der koptische Teil der Urkunde wird durch arabischsprachige Erläuterungen ergänzt.



Urkunde auf Papier
14. Jahrhundert
Universität Heidelberg
Papyrologische Sammlung
(P. Heid. Inv. Kop. 673)

(Bild: Elke Fuchs)



(Bild: Renate Deckers-Matzko)

Francesco M. Grapaldo

De partibus aedium

Ausgabe von Johannes Prüss

1508

Straßburg

Universitätsbibliothek Heidelberg (C 5274 A RES, Bl. 102v–103r)

Über Papier auf Papier – Metatext und Material

Es gibt für das mittelalterliche Europa kaum Texte, die uns etwas über den Herstellungsprozess von Papier verraten. Eine der aussagekräftigsten Quellen aus der Zeit vor 1500 ist ein Abschnitt aus dem lateinisch-sprachigen Werk „De partibus aedium“ (Über die Teile des Hauses) von Francesco M. Grapaldo. Erstmals im Jahre 1494 in Parma gedruckt, wurde es im 16. Jahrhundert mehrfach neu aufgelegt, darunter auch 1508 in Straßburg.

In seinem Kapitel über die Anlage einer Privatbibliothek kommt Grapaldo auch auf die Papierproduktion zu sprechen: Zuerst beschreibt er knapp die verschiedenen Herstellungsschritte, beginnend mit dem Mahlen der Lumpen, die als Rohstoff für die Pulpe dienen, über das Schöpfen sowie Pressen der Bögen bis zum Leimen und Glätten der getrockneten Blätter. Dann nennt er kurz die verschiedenen Papiersorten, erklärt ihre Formate und Verwendungszwecke:

*„Es gibt aber verschiedene Arten Papier. Dünner als alles andere ist das für Briefe bestimmte, welches von dieser Verwendung seinen Namen hat und früher auch als „Augusta“ bezeichnet wurde ... Fester ist das Buchpapier, für Bücher bestens geeignet. Das „Regal“-Papier („Königs“-Papier) übertrifft die anderen bei uns üblichen Formate, daher hat es auch seinen Namen, einst hieß es „Claudia“ ... Doch in Bologna gibt das noch größere „Imperial“-Format, dieses eignet sich für die Bücher zum Kirchengesang. Von geringerer Qualität ist das „Händler“-Papier, welches – zum Schreiben untauglich – den Waren wie eine Hülle als Verpackung dient... Eine papierne Hülle heißt Tüte...“
(103r–103v)*

Grapaldo (1464–1515) war selbst kein Handwerker, sondern Universitätslehrer für die Schönen Künste. Wie viele humanistische Gelehrte interessierte er sich auch für zeitgenössische technische Innovationen. Die Papiermacher hingegen sahen keine Notwendigkeit, den Produktionsprozess zu verschriftlichen; vielmehr verpflichteten sie aus Angst vor Konkurrenten ihre Lehrlinge sogar zu seiner Geheimhaltung.

Diesen Mangel an schriftlichen Zeugnissen kann der Papierhistoriker nur durch eine detaillierte Betrachtung am Material selbst ausgleichen. Das für den Straßburger Druck des „De partibus aedium“ verwendete Papier verrät einiges über seine Herstellung. So weisen Kett- und Ripplinien darauf hin, dass das Papier mit einem feinen Sieb geschöpft wurde. Große Sorgfalt ließen der Schöpfer und der Gautscher jedoch nicht walten, denn das Papier ist an vielen Stellen fehlerhaft: Neben Wassertropfen lässt sich auch eine ungleiche Verteilung des Faserbreis feststellen. Von der weiteren Lebensgeschichte des Buches erzählen seine Gebrauchsspuren. Dieses Werk wurde mit Randbemerkungen versehen, später beschnitten und neu eingebunden. Und nicht nur menschliche Bücherwürmer haben ihre Spuren hinterlassen: Kleine Löcher markieren die Aneignung des Buches durch hungrige Insekten und verraten zugleich, dass der Codex wohl in hölzernen Regalen aufbewahrt wurde.

Texte:

Carla Meyer / Sandra Schultz (A06)
Rebecca Sauer (C06)

Autorinnen/-en in diesem Band

(nach Reihenfolge der Beiträge)

Prof. Dr. Peter Schmidt / Dr. Jakub Šimek

Mittelalterliche Kunstgeschichte / Germanistische Mediävistik
Teilprojekt B06, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Peter Schmidt

PD Dr. Tino Licht / Kirsten Wallenwein M.A.

Lateinische Philologie des Mittelalters und der Neuzeit
Teilprojekt A04, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Stefan Weinfurter

Dr. Rebecca Sauer

Islamwissenschaften
Teilprojekt C06, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Susanne Enderwitz

Dr. Daniela Christina Luft / Prof. Dr. Joachim Friedrich Quack

Ägyptologie
Teilprojekt B02, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Joachim Friedrich Quack

Dr. Rodney Ast / Dr. Antonia Sarri

Papyrologie
Teilprojekt A02, Teilprojektleitung: Dr. Rodney Ast

Prof. Dr. Stefan M. Maul

Assyriologie
Teilprojekt B01, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Stefan M. Maul

Britta Hedtke M.A.

Mittelalterliche Kunstgeschichte
Teilprojekt A05, Teilprojektleitung: Dr. Tobias Frese / Prof. Dr. Matthias Untermann

Hui-Ping Chuang M.A. / Prof. Dr. Lothar Ledderose

Kunstgeschichte Ostasiens
Teilprojekt C04, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Lothar Ledderose

Sarah Kiyarad M.A.

Islamwissenschaften
Teilprojekt A03 UP3, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Susanne Enderwitz /
Prof. Dr. Thomas Meier

Laura Willer M.A.

Papyrologie
Teilprojekt A03 UP2, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Andrea Jördens

Dr. phil. Christoffer Theis, M.A. phil., M.A. (theo.)

Ägyptologie
Teilprojekt A03 UP1, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Joachim Friedrich
Quack

Fanny Opdenhoff M.A.

Klassische Archäologie
Teilprojekt A01 UP3, Teilprojektleitung: Dr. Jens-Arne Dickmann

Christoph Forster / Dr. Frank Grieshaber

Datalino (Berlin) / Alte Geschichte
Teilprojekt INF, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Vincent Heuveline /
Prof. Dr. Christian Witschel

Dr. Michael R. Ott

Germanistische Mediävistik
Teilprojekt C05, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Ludger Lieb

Dr. Carla Meyer / Sandra Schultz M.A.

Mittelalterliche Geschichte
Teilprojekt A06, Teilprojektleitung: Prof. Dr. Bernd Schneidmüller

Publikationen des SFB 933: Reihe „Materiale Textkulturen“

Michael R. Ott, Rebecca Sauer, Thomas Meier (Hrsg.), *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*, (= *Materiale Textkulturen 1*), Berlin/München/Boston: de Gruyter 2015.

Wilfried E. Keil, Tobias Frese, Kristina Krüger (Hrsg.), *Verborgen, unsichtbar, unlesbar – zur Problematik restringierter Schriftpräsenz*, (= *Materiale Textkulturen 2*), Berlin/Boston: de Gruyter 2014.

Friederike Elias, Albrecht Franz, Henning Murmann, Ulrich Wilhelm Weiser (Hrsg.), *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, (= *Materiale Textkulturen 3*), Berlin/Boston: de Gruyter 2014.

Julia Becker, Tino Licht, Stefan Weinfurter (Hrsg.), *Karolingische Klöster. Wissenstransfer und kulturelle Innovation*, (= *Materiale Textkulturen 4*), Berlin/München/Boston: de Gruyter 2015.

Joachim Friedrich Quack, Daniela Christina Luft (Hrsg.), *Erscheinungsformen und Handhabungen Heiliger Schriften*, (= *Materiale Textkulturen 5*), Berlin/München/Boston: de Gruyter 2014.

Annette Kehnel, Diamantis Panagiotopoulos (Hrsg.), *Schriftträger - Textträger. Zur materialen Präsenz des Geschriebenen in frühen Gesellschaften*, (= *Materiale Textkulturen 6*), Berlin/München/Boston: de Gruyter 2014.

Carla Meyer, Sandra Schultz, Bernd Schneidmüller (Hrsg.), *Papier im mittelalterlichen Europa. Herstellung und Gebrauch*, (= *Materiale Textkulturen 7*), Berlin/München/Boston: de Gruyter 2015.



UNIVERSITÄTS
MUSEUM
HEIDELBERG



UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZUKUNFT
SEIT 1386



DFG

www.materiale-textkulturen.de